

Zweimonatsschrift für Pfarrerinnen und Pfarrer aus Hessen-Nassau und Kurhessen-Waldeck

Pfarrerinnen- und Pfarrerverein in der EKHN
Vorstandsbericht auf der Mitgliederversammlung **39**

Navid Kermani: Muslim, Schriftsteller,
Mystiker und Deutscher Intellektueller **40**

Volkskirche qualitativ weiter entwickeln
Der Reformprozess der Evangelischen Kirche
von Kurhessen-Waldeck **43**

Tradition und Hermeneutik
Die Bedeutung der Kirchenväter für das
heutige Bibelverständnis **48**

Sammeln und Senden
Vom „Atemrhythmus“ geistlichen Leitens **52**

Der Pfarrer und Dichter Arno Pötzsch **56**

Tagungsbericht: Askese **60**

Theologische Zoologie
Die vergessene Schöpfungsgeschichte **61**

Mediennutzung im Pfarramt mit Unterhaltungswert **62**

EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser,

„Der Tod ist tot! Das Leben lebt! Du Welt, dir soll vor nichts mehr grauen. Und ob dein Herz erschrickt und bebt, Du sollst den Herrn des Lebens schauen. Der Tod bezwingt das Leben nicht. Gott ist, der allen Tod zerbricht. Wer's glauben mag, der glaub den Tod, ich will das Leben glauben.“

Mit diesen Worten des Pfarrers und Liederdichters Arno Pötzsch grüße ich Sie in der „österlichen Freudenzeit“, die das Kirchenjahr gerade ausgerufen hat. Pötzsch gießt in poetische Formen, was wir an Ostern gefeiert und verkündet haben. Er proklamiert den Sieg des Lebens über den Tod. Und mit seiner schlichten Selbstverständlichkeit steckt mich der Text immer wieder von neuem an, die Wahrheit dieser frohen Botschaft in meinem eigenen Leben zu entdecken und andere zum Entdecken dieser Wahrheit auch in ihrem Leben einzuladen. Der Bericht von Michael Heymel, der ab Seite 56 aus Anlass einer entsprechenden Tagung vieles aus dem Leben Pötzschs zu erzählen weiß und auch viele seiner Verse aufscheinen lässt, ist darum für mich ein besonderes Fundstück der vorliegenden Ausgabe des Hessischen Pfarrblattes.

Und es gibt noch mehr Lesenswertes: Martin Zentgraf, Vorsitzender des Pfarrerrinnen- und Pfarrervereins der EKHN, hat auf der Mitgliederversammlung im Februar, bei der erfreulicherweise kaum ein Stuhl freigeblichen ist, auf das zurückliegende Jahr geblickt. Seinen Bericht finden Sie auf Seite 39. Der Blick nach vorne ist Aufgabe des Zukunftsausschusses der EKKW gewesen, über dessen Arbeit und Ergebnisse in dieser Ausgabe Volker Mantey und Wolfgang Kallies ab Seite 43 berichten. Mit einer sehr interessanten Perspektive von außen blickt Navid Kermani immer wieder auf das Christentum. Er ist Orientalist, Publizist und einer der bedeutendsten Intellektuellen der Gegenwart. Seine Biografie und sein Denken legt uns Konrad Schulz ab Seite 40 dar.

Die Frage nach der Rolle der Kirchenväter für die Bibelhermeneutik stellt sich Bernd Jaspert ausgehend von der Behauptung des Neutestamentlers Ulrich Luz: „Die Verdrängung und Ausblendung der kirchlichen Tradition ist ein großer Verlust, insbesondere für die Her-

meneutik. Auch die ökumenische Bedeutung der Kirchenväter ist groß, ganz besonders für das Gespräch mit der Orthodoxie.“ (Seite 48)

Über den „Atemrhythmus“ geistlichen Leitens schreibt, mit besonderem Augenmerk auf der Arbeit von Kirchenvorständen, ab Seite 52 Joachim Meyer. Seine Erkenntnis, dass auch die Pause zum Atmen gehört, kann sich in heilsamer Weise in der Leitungsarbeit von Gremien, aber auch in der persönlichen Gestaltung des Pfarramts, bemerkbar machen. Sein Beitrag korrespondiert nur indirekt mit dem Bericht von Karl Waldeck, der über eine Tagung zum Thema „Askese“ schreibt. Durch seinen Beitrag wird klar, dass sich die Bedeutung des Verzichts in der Kirchengeschichte grundlegend gewandelt hat – dass aber der Grundgedanke der Askese auch dem protestantischen Christentum bis heute prägend eingeschrieben ist. (Seite 60)

Schließlich möchte ich Sie auf zwei Veranstaltungen besonders hinweisen. Zum einen findet am Montag, den 30. Mai der „Tag für Pfarrerrinnen und Pfarrer“ in der EKHN in Ingelheim am Rhein statt. Die persönliche Anmeldung muss bis zum 13. Mai erfolgt sein (siehe Heftmitte), da bei der sicherlich spannenden Führung durch den Betrieb Boehringer Ingelheim aus Sicherheitsgründen nur namentlich Einlass gewährt wird. Die andere, nicht minder spannende Veranstaltung ist die Tagung zum Thema „Mensch und Tier – ein Verhältnis“ in der Evangelischen Akademie Hofgeismar. Einen aufschlussreichen Artikel zu dieser Tagung, die am 15. April beginnt, aber auch für kurzfristig Interessierte noch Platz bietet, sowie Informationen zur Anmeldung finden Sie im vorliegenden Heft auf Seite 61.

Übrigens: Dass es im Pfarramt nicht nur um das Abarbeiten von Aufgaben geht, hat der Kollege Friedhelm Feldkamp aus der hannoverschen Kirche kongenial zur Darstellung gebracht – schauen Sie doch gleich mal nach in der Rubrik „Auch das noch...“ auf Seite 71!

Nun wünsche ich Ihnen eine gute österliche Freudenzeit und eine geeignete Lektüre

Ihr Ingo Schütz

Vorstandsbericht auf der Mitgliederversammlung am 16. 2. 2016

Martin Zentgraf

Liebe Schwestern und Brüder,

die vergangenen zwölf Monate waren durch Themen in unserer Vorstandsarbeit geprägt, die alle zum Ziel hatten, den Pfarrerberuf auch in Zukunft attraktiv zu erhalten, so dass junge Menschen sich angesprochen fühlen und im Pfarramt eine gute berufliche Perspektive für sich erkennen können.

Ein wichtiger Faktor sind auch bei diesem Beruf die inhaltlich zusammenhängenden Fragen nach Qualifikation, gesellschaftlicher Wertschätzung und Einkommen. Gerade in Bezug auf das monatlich zur Verfügung stehende Einkommen ist uns klar geworden, dass es hierbei nicht nur um die Gehaltseinstufung geht, sondern dass viele sich ändernde Randbedingungen zu nicht unerheblichen Verschlechterungen geführt haben. Jüngstes Beispiel ist der neu zu leistende Beitrag von 226,80 € pro Jahr, der nun ab November 2015 an die Beihilfekasse entrichtet werden muss, wenn man den bisherigen Leistungsumfang mit den entsprechenden Wahlleistungen erhalten will. Diese zusätzliche Belastung für die Angehörigen unserer Berufsgruppe in der EKHN ist nicht durch die Gesamtkirche veranlasst, sondern durch eine Änderung in der Hessischen Beihilfeordnung. Verschlechterungen in der Versorgung aus dem staatlichen Bereich strahlen hier direkt in die Kirche aus, obwohl die finanzielle Situation bei Kirche und Bundesland sehr verschieden ist.

In unseren Vorstandssitzungen haben wir reflektiert, dass in einer Langzeitbetrachtung der Einkommenssituation der Pfarrerrinnen und Pfarrer festgestellt werden kann, dass sich weitere Verschlechterungen aufgrund staatlicher Vorgaben eingestellt haben. Es ließen sich hier einige Punkte aufzählen. Die gravierendste Veränderung war vor vielen Jahren die von der staatlichen Finanzverwaltung geforderte Umstellung von einer pauschalen Besteuerung der Pfarrdienstwohnungen hin zu einer jede Wohnung betreffenden Einzelbewertung, was in vielen Fällen zu Verschlechterungen geführt hat.

In Bezug auf solche extern – bzw. staatlich – verursachten Verschlechterungen stellt sich immer wieder die Frage, ob die EKHN dies für die Betroffenen ausgleichen kann. In Gesprächen mit Vertretern der Gesamtkirche stoßen wir hier auf sehr viel Zurückhaltung, die oft damit begründet wird, dass der Kirchensynode nicht vermittelt werden könnte, dass Pfarrer/innen und Kirchenbeamte/innen anders gestellt werden als staatliche Beamte.

Im Blick auf die Zukunft des Berufes halten wir es allerdings doch für sinnvoll, eingehender darüber nachzudenken, wie die Alimentierung (mit all ihren Bestandteilen) im Ergebnis mindestens gleich erhalten werden kann. Immerhin ist auch daran zu erinnern, dass die Verschiebung der Durchstufungen in Richtung A 14 eine innerkirchliche Maßnahme in finanziell schwierigerer Situation war – eine Verschlechterung, die bisher noch nicht rückgängig gemacht wurde, obwohl sich die finanzielle Lage der EKHN deutlich entspannt hat. Während sich die wirtschaftliche Situation der Gesamtkirche bei den Vergütungen der anderen Angestellten der EKHN durchaus auswirkt, ist dies bei den Pfarrerrinnen und Pfarrern nicht der Fall.

Hinzu kommt, dass der Anteil der Einnahmen, der in der EKHN für unsere Berufsgruppe ausgegeben wird, sich im Vergleich zu der Bedeutung und öffentlichen Wahrnehmung dieser Gruppe für die Kirche, gering ausnimmt.

Da, wo guter Wille von Seiten der Gesamtkirche begegnet, etwa bei der leichten Erhöhung des möglichen Gehaltsvorschusses auf 2.600,- €, sind wir einerseits dankbar. Wir ermutigen andererseits, deutlichere und wirksamere Maßnahmen in Angriff zu nehmen, die die Einkommenssituation verbessern. Ich komme zu weiteren Erfahrungen:

Unser Pfarrtag in Wiesbaden zum Thema „Bild und Bibel“ war gut besucht und durch zwei hervorragende Beiträge zum Themenfeld „Kunst und Kirche“ bestimmt. Außerdem feierten wir das 125-jährige Bestehen unseres Vereins. Mathias Fritsch hat die Festschrift ge-

schrieben, die sehr gut informiert und große Anerkennung gefunden hat.

Gefreut hat uns ferner, dass auch die Gruppe der Vikarinnen und Vikare vertreten war.

Unser Einsatz für den Ersatz der so genannten Potentialanalyse durch eine unterstützende Studienbegleitung ist realisiert worden. Wir halten es für einen großen Fortschritt, dass das Auswahlverfahren am Ende des Studiums durch eine langfristige kirchliche Studienbegleitung ersetzt wurde.

Die öffentliche Positionierung unserer Kirche – auch im Vergleich zu mancher anderen EKD-Gliedkirche – begrüßen wir. Kommunikation des Evangeliums, verbunden mit einem daraus begründeten Eintreten für eine offene Gesellschaft, halten wir gerade angesichts der neuen Herausforderungen durch Flüchtlinge und Migration insgesamt für wegweisend.

Vergleichende Studien wie die von Detlef Pollack, der eine zurückgehende Bedeutung der Kirchen in Westeuropa prognostiziert, sollten uns nicht davon abhalten, das als richtig Erkannte mutig zu vertreten. Dazu kann auch gehören, dass wir nicht nur defensiv, sondern mit guten Gründen offensiv für die steuergestützte Refinanzierung unserer Kirche eintreten – gerade auch, wenn (wie kürzlich in der FAZ) Leute wie Markus Günther – vorgeblich wohlmeinend – die Abwendung davon empfehlen.

Bewährt hat sich die Regelkommunikation mit dem Kirchenpräsidenten, die wir jährlich durchführen, um anstehende Themen zu behandeln. Auch unsere Mitarbeit im Vorstand des Verbandes der Pfarrvereine in Deutschland bringt uns insbesondere durch die Informationen aus der dienstrechtlichen Kommission der EKD (und die Berichte aus den anderen Landeskirchen) einen wichtigen Diskussionszusammenhang.

„Ethik und Wirtschaft“, „Christlicher Glaube und Unternehmensführung“ beschreiben das Themenfeld, welches bei unserem kommenden Pfarrtag am 30. Mai im Zentrum stehen wird. Der Vorsitzende der Geschäftsleitung von Boehringer Ingelheim, Prof. Barner, wird den Hauptvortrag halten. Da er auch Mitglied im Rat der EKD und ehemaliger Kirchentagspräsident ist, erwarten wir uns eine interessante Tagung. Nachmittags haben wir die Gelegenheit zu einer Betriebsbesichtigung bei Boehringer Ingelheim. Herzliche Einladung schon heute zu dieser Veranstaltung.

Dr. Martin Zentgraf

*Vorsitzender des Vorstands des
Pfarrerinnen- und Pfarrervereins in der EKHN
Melsunger Str. 8a, 60389 Frankfurt am Main*

NAVID KERMANI

Muslim, Schriftsteller, Mystiker und Deutscher Intellektueller

Konrad Schulz

Erstmals hörte ich von Navid Kermani in der Kontroverse zwischen ihm, Kardinal Lehmann und unserem ehemaligen Kirchenpräsidenten Peter Steinacker anlässlich der Verleihung des hessischen Kulturpreises 2009. Der Preis wurde ihm angetragen, nachdem der ursprünglich vorgesehene Fuat Sezgin die Annahme mit der Begründung, sein Mitpreisträger Salomon Korn befürworte die Militäraktionen Israels, abgelehnt hatte. Im Mai 2009 erfuhr Kermani überraschend von der Aberkennung der Auszeichnung.

Ausschlaggebend dafür waren kritische Äußerungen von Lehmann und Steinacker. Sie hatten Anstoß genommen an einem Artikel Kermanis über ein Kreuzigungsgemälde von

Guido Reni in der Neuen Züricher Zeitung und wollten den Preis mit ihm zusammen nicht entgegennehmen.

In seinem Artikel hatte Kermani geschrieben: „Für mich formuliere ich die Ablehnung der Kreuzestheologie drastischer: Gotteslästerung und Idolatrie.“ Im Fortgang des Artikels allerdings berichtete er von einer Erschütterung dieser Auffassung durch die ästhetische Erfahrung: „Erstmals dachte ich: Ich – nicht nur: man –, ich könnte an ein Kreuz glauben.“

Zwar kann ich die Empörung der beiden profilierten Theologen verstehen. Allerdings haben wohl beide den Artikel nicht gründlich gelesen und die subtil formulierte Bewunderung für ein christliches Kunstwerk überhört.

Wie kann man die eigene christliche Position so selbstverständlich als bindend setzen, wenn ein Muslim seine ästhetische Erfahrung des Christlichen aus seiner Sicht schildert?

Nach einem Gespräch mit Kermani entschlossen sich Lehmann und Steinacker immerhin doch zur gemeinsamen Annahme des Preises, der am 26. November 2009 schließlich an die vier Preisträger Kardinal Lehmann, Kirchenpräsident Steinacker, den Vizepräsidenten des Zentralrats der Juden Salomon Korn und Navid Kermani unter dem Motto interreligiöser Toleranz vergeben wurde. Ministerpräsident Koch entschuldigte sich dabei bei Kermani. Sein Preisgeld spendete Kermani der katholischen Gemeinde St. Theodor in Köln-Vingst.

Wer ist dieser vielseitige Orientalist, Reporter und vielfach ausgezeichnete Schriftsteller? Da ist zunächst seine Biographie, die ihn zum Wanderer zwischen den Kulturen Europas und des Nahen Ostens macht. Kermani ist Muslim, aufgewachsen im protestantisch geprägten Siegen, wo er 1967 als Sohn eines 1959 eingewanderten iranischen Ehepaars aus Isfahan geboren wurde. Er studiert Orientalistik, Philosophie und Theaterwissenschaft in Köln, Kairo und Bonn. Seine wissenschaftlichen Schwerpunkte liegen in der Koranforschung und der islamischen Mystik. Dabei kommt er immer wieder auch auf die Bibel und christliche Themen zu sprechen. Davon zeugt der 2015 erschienene Band „Ungläubiges Staunen – Über das Christentum“. 1998 promoviert er über den Koran mit einer Dissertation unter dem Titel „Gott ist schön“. 2006 habilitiert er sich in Orientalistik mit der Schrift „Der Schrecken Gottes – Attar, Hiob und die metaphysische Revolte.“ Heute lebt er als freier Schriftsteller in Köln und ist verheiratet mit der Islamwissenschaftlerin Katajun Amirpur. Die beiden haben zwei Kinder.

Schon früh schrieb Kermani für die *Westfälische Rundschau*, später für verschiedene überregionale deutsche Zeitungen wie die *Süddeutsche Zeitung*, die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, die *Frankfurter Rundschau*, aber auch für den *SPIEGEL* und die *Neue Zürcher Zeitung* in der Schweiz. In den Reportagebänden wie „Ein Leben mit dem Islam“ (2001) oder „Schöner Neuer Orient. Berichte von Städten und Kriegen“ (2003) „Iran – Die Revolution der Kinder“ (2005), „Strategie der Eskalation. Der Nahe Osten und die Politik des

Westens“ (2005) und „Ausnahmestand“ (2013) verbindet Kermani harsche Kritik an der Realität in der islamischen Welt mit einer tiefgehenden Analyse der Ursachen wie der Auswirkungen der Globalisierung auf Menschen und Glauben. Diese Mischung von Authentizität und Fiktion schafft einen neuen Zugang zu der Wirklichkeit von Migranten bei uns und zur islamischen Welt. Gerade erschienen ist „Einbruch der Wirklichkeit – auf dem Flüchtlingstreck durch Europa“ (2016).

Daneben erschienen Erzählungen und Romane wie „Das Buch der von Neil Young Getöteten“ (2002), „Du sollst“ (2005), „Dein Name“ (2011), „Kurzmitteilung“ (2007), „Wer sind wir“ (2009), „Große Liebe“ (2014). Aber auch spannende Auseinandersetzungen mit der deutschen Literaturgeschichte, wie etwa seine Frankfurter Poetikvorlesungen „Über den Zufall – Jean Paul, Hölderlin und der Roman, den ich schreibe“ (2012), oder die Essays „Zwischen Koran und Kafka“ (2015) und verschiedene Reden bei Preisverleihungen und zu anderen Anlässen gehören zu seinem Werk. Aufschluss über seinen koranwissenschaftlichen Standpunkt gibt vor allem „Ein Leben mit dem Islam“ (2015), das er zusammen mit Nasr Hamid Abu Zaid herausgegeben hat.

Was macht Kermani theologisch und religionswissenschaftlich so interessant? Für mich liegt die Faszination seines Werkes in den nüchternen und doch sehr persönlich und authentisch vorgetragenen Berichten und Analysen zwischen Europa und islamischer Welt. Hier ist jemand, der seine Verankerung in den mystischen Strömungen des schiitischen Islams deutlich benennt, aber zugleich eben auch seine Prägung als deutscher Staatsbürger, der sich gedanklich und sprachlich vielfach auf die Klassiker deutscher Literatur bezieht, aber auch das protestantische Milieu seiner Kindertage und seine Neugier auf katholische Bildwelten ins Spiel bringt.

Auch in der theologischen Literatur kennt er sich aus und wer es noch nicht ahnte, nimmt erstaunt zur Kenntnis, dass die radikale Exegese des Koran, wie sie fundamentalistische oder islamistische Gruppen vertreten, nur eine von möglichen Formen islamischen Lebens darstellen. In seinen Romanen blitzt ein anderer Islam auf, der selbstverständlich unterschiedliche Interpretationen des Koran annimmt und offener mit verschiedenen Re-

ligionen und ihren Traditionen umgeht: der liberale Islam seines persischen Großvaters, der auch in einer Kirche seinen Gebetsteppich zum Gebet ausrollen konnte, aber auch seines islamwissenschaftlichen Lehrers Nasr Hamid Abu Zaid.

Religionen sieht Kermani, so schreibt er in der Vorrede zu seiner Dissertation, unter ästhetischen Gesichtspunkten: „Sie sind nicht Ansammlungen schlüssig begründeter Normen, Wertvorstellungen, Grundsätze und Lehren, sondern sprechen in Mythen und damit in Bildern ... binden ihre Anhänger weniger durch die Logik ihrer Argumente als die Ausstrahlung ihrer Träger, die Poesie ihrer Texte, die Anziehung ihrer Klänge, Formen, Rituale, ja ihrer Räume, Farben, Gerüche. Die Erkenntnisse, auf die sie gehen, werden durch sinnliche Erfahrungen mehr als durch gedankliche Überlegungen hervorgerufen, sind ästhetischer eher als diskursiver Art.“

Ästhetik versteht er nun allerdings nicht als eine Lehre von der Schönheit, sondern es geht für ihn um das „sinnlich, mit den Augen und Ohren Erfahrbare und Genußbereitende eines Gegenstandes oder einer Erscheinung... – im Unterschied zu deren diskursivem, auf abstrakten Begriffen beruhendem Inhalt“. (Ästhetische) Erkenntnis ist demnach Erkenntnis durch die Sinne, die ästhetische Dimension des Korans wie auch der Bibel oder anderer Offenbarungsschriften ist daher für Kermani mit Hilfe von Kriterien zu erörtern, die auch auf Kunstwerke angewandt werden.

Religion ist also für ihn erst einmal eine sinnliche Erfahrung, Glaube wird erlebt in Sprache, Musik, Bildern und Gerüchen. Während der Islam für ihn vor allem eine Religion des Ohres ist, weil Gott im Koran Sprache und Klang geworden ist, spielt für ihn im Christentum das gegenständliche Bild eine zentrale Rolle. Denn Gott ist im Christentum ein Mensch geworden, der nachgebildet und nachgeahmt wird. Für ihn steht das Kreuz auf Golgatha „nicht für die Inkarnation in nur einer Person, es steht für das Prinzip“. Dieses Prinzip bestimmt er als allumfassende „Liebe Gottes“.

Mit dem Buch „Ungläubiges Staunen“ hat Kermani eine faszinierende Reflexion über Christliche Kunst und Religion geschrieben, in dem er das Christentum von außen aus der Position des „Andersgläubigen“ betrachtet. Friedrich Wilhelm Graf schreibt: „Das

Christentum, das Kermani fasziniert, ist eine (katholische) Augenreligion mit hart naturalistischen Bildern und viel erotischer Sinnlichkeit. Ihn ergreift die Visualisierung biblischer Legenden und alter Glaubensmythen auf den Bildern eines Bellini, Botticelli, Renzi und vor allem Caravaggio. Er sieht diese Bilder als Glaubenszeugnisse, die Grundwahrheiten der christlichen Überlieferung bekunden... Einerseits macht er sich die alte Kritik an einer Kreuzestheologie zu eigen, in der das grausame Leiden und Sterben Jesu von Nazareth so stark betont wird, dass Erlösungsglaube zur Feier brutaler Barbarei pervertiert zu werden droht. Andererseits preist er den blutigen Realismus vieler Kreuzesdarstellungen dafür, die bittere Klage einer von Gott verlassenen Schöpfung sichtbar zu machen.“

Allerdings ist Kermani an begrifflich prägnanter theologischer Reflexion gar nicht interessiert. In mancher Hinsicht erinnert mich sein Vorgehen an die „Theopoesie“ von D. Sölle, die sich der „Entzauberung der Welt“ nicht unterwerfen will, sondern die Möglichkeiten eines anderen Lebens sichtbar werden lassen will. Er nähert sich dem christlichen Glauben nicht denkend, sondern schauend und fühlend, im Gestus meditativer Bildbetrachtung und Selbstversenkung. So gewinnt er einen ganz eigenen Zugang zu biblischen Gestalten und Erzählungen. Zu Recht spricht er von „meinem Christentum“, seiner subjektiven Aneignung christlicher Vorstellungen, wie Wolfgang Huber in einer Besprechung des Buches bemerkt.

Die protestantische Form des Glaubens, die heute vor allem eine verstandesmäßige Deutung der biblischen Texte sei, lehnt er als sinnenfern abstrakte, der Reduktion aufs Moralische verdächtige Gestalt des Christentums ab. Die einstige Wertschätzung des Wortes sei da kaum noch vorhanden, auf die rhetorische Qualität der Predigt werde kaum noch geachtet, das sinnliche Element in den protestantischen Gottesdiensten – Gesang und Musik – sei im Niedergang begriffen.

Besondere Kritik gilt dem Versuch im Protestantismus – vor allem auf Kirchentagen – den Menschen zeitgemäß dort abholen zu wollen, wo er ist, was zu ästhetischer Verarmung und theologischer Verharmlosung sondergleichen geführt habe. Das sei wie eine Verdoppelung dessen, was der gesunde Menschenverstand ohnehin sagt.

Es geht nach Kermani nicht um ästhetisches Abholen in der Alltagswelt, um Verstehen, sondern auch um Nicht-verstehen-können, um das Geheimnis, das unser Schicksal bestimmt.

Durch die Denkbewegung des Protestantismus hat Religion ihr Mysterium eingebüßt. Es gehe eben nicht darum im Namen der Religion zu allem eine richtige Meinung zu haben – zu Flüchtlingen, zur Lohnentwicklung. Dazu brauche man keine Religion. Es gehe ihm um Herausforderung und überwältigende Erfahrung, darin liege für ihn die Faszination einer Bach-Messe oder eines protestantischen Gottesdienstes mit der Lutherbibel und Liedern, die auswendig gesungen noch auf dem Nachhausewege gesummt wurden. Auch der unsinnliche Protestantismus fuße auf der poetischen Kraft der Lutherbibel. Auch der religiös unmusikalische Mensch spüre, dass es Unbegreifliches, ja Wundersames gibt. In diesem Sinne beschreibt er in seinem Buch u.a. auch Pater Paolo vom Kloster Mar Musa in Syrien, der sich für eine Freundschaft zwischen Christentum und Islam einsetzte und vom IS entführt wurde. Beispielhaft sieht er hier christliche „Liebe zum Fremden“. Pater Paolo sei verliebt in den Islam, obwohl er keinen Zweifel lässt, dass er gläubiger Katholik ist. Liebe im Sinne Pater Paolos sei etwas, das über unseren Verstand und über Toleranz hinausgehe. Beispiele solcher Liebe gebe es in

der Geschichte bei den Sufis oder beim heiligen Franziskus. „Als Muslim sollte man einem Priester wie Pater Paolo die Füße küssen“.

Kermani kritisiert die Verzerrung religiöser Texte. So werde etwa im schulischen Religionsunterricht aus der Bibel ein „Wohlfühlgott“ abgeleitet, „der alle lieb hat“. Eine ähnliche Verzerrung erkennt er im Islam und den gewaltorientierten Passagen des Koran. Er setzt sich für die weltanschauliche Neutralität des Staates ein, kritisiert jedoch einen mit der „kompletten Verdrängung des Religiösen“ einhergehenden „religiösen Analfabetismus“, der zu einer „grundlegenden Verarmung der Gesellschaft“ führe. Daher benennt Kermani die religiöse Toleranz und Religionsfreiheit als bedeutsamen europäischen Wert und fordert, im Sinne der Aufklärung, Rücksicht auf Glauben und Weltanschauung anderer.

2011 wurde Kermani mit dem Hannah-Arendt-Preis ausgezeichnet. In der Begründung der Jury heißt es: „Kermanis Offenheit des Auges negiert überlieferte Begrenzungen. Er weicht nicht aus ins Universelle, sondern denkt transkulturell und transreligiös, ohne je der so nahe liegenden Gefahr zu erliegen, das tatsächlich Trennende zu überspielen oder zu übergehen.“

*Pfr. i.R. Konrad Schulz
Weimerweg 19, 63667 Nidda*

VOLKSKIRCHE QUALITATIV WEITER ENTWICKELN

Der Reformprozess der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck

Wolfgang Kallies und Volker Mantey

Vom Posterioritätenprozess zur Zukunftsgestaltung

Die Stärke der Kirche liegt darin, sich einer Aufgabe mit voller Energie zu widmen. Zeichnet sich eine neue Herausforderung gesellschaftlichen Handelns ab, wendet sich die Kirche dieser zu. Das ist gut biblisch: Dem Samariter begegnet eine Notlage am Wegesrand, der er sich unmittelbar zuwendet, gleichgültig was er sonst noch zu tun hätte (Lukas 10,25–37). Nun ist nicht jede kirchliche Handlung von einer drängenden Not geprägt. Wir haben die Prioritäten kirchlicher Arbeit

festgelegt. Nur haben wir nicht in gleichem Maße bedacht, dass die Kehrseite einer Prioritätensetzung ja die Zurückstufung eines anderen Handlungsfeldes als weniger wichtig ist. Es fällt uns schwer, mit Blick auf die personellen und finanziellen Ressourcen der Kirche zu benennen, was im Regelbetrieb nicht eine ebenso hohe Relevanz besitzt wie zum Beispiel das Engagement der Kirche für Kinder und Jugendliche – und was im Falle defizitärer Haushalte und rückläufiger Nachwuchszahlen (Haupt- und Ehrenamt) auch aufgegeben werden könnte.

Das ist ein schmerzhafter Prozess. Lieb gewonnene Gewohnheiten des Arbeitens müssen auf den Prüfstand gestellt werden. Der Blick über den Tellerrand des eigenen Aufgabengebietes muss sich auf das Angebot einer ganzen Region richten. Restrukturierungen, Kürzungen und Streichungen – bei gleichzeitiger Neuausrichtung – wollen gut kommuniziert sein.

Am 21. November 2011 beschloss die Landessynode einen Verfahrensvorschlag zur Posterioritätendiskussion. Sie beauftragte den Rat der Landeskirche, einen Ausschuss einzurichten, der einen Vorschlag zur Festlegung von sog. Posterioritäten erarbeiten sollte. Die Namensgebung dieses Ausschusses deutete bereits an, dass es nicht damit getan sein würde, einzelne Sachgebiete aufzugeben oder Dienststellen zu schließen, um die Struktur der Kirche rechtzeitig den zu erwartenden, perspektivisch weniger werdenden finanziellen Mitteln anzupassen. Der „Zukunftsausschuss“, der zusammen mit einem Geschäftsführer und begleitet von der Unternehmensberatung Contract 2012 seine Arbeit aufnahm, richtete deswegen den Blick auf beides: Eine notwendige Reduzierung von 25% der Ausgaben bis 2026 zu ermitteln und zugleich mittels einer umfassenden Aufgabenkritik die Struktur und die inhaltliche Gestalt der Landeskirche (als Volkskirche) auf allen Ebenen zu profilieren. Jetzt, mit den Beschlüssen der Landessynode im Herbst 2015, ist ersteres erreicht und für letzteres ein Einstieg gefunden. Beides wird die Landeskirche in den kommenden Jahren beschäftigen, aber das Zweite ist das Entscheidende.

Die inhaltliche Vorgabe für den Zukunftsausschuss lautete zunächst, 25% der Kosten zu identifizieren, die auf der Basis des landeskirchlichen Haushalts von 2010 als Referenzgröße bis 2026 zu reduzieren seien, d.h. eine Ausgabenreduktion um ca. 50 Mio. Euro vorzuschlagen. Zugleich wurde der Ausschuss damit beauftragt, inhaltliche Fragen zu stellen, die sich im Wesentlichen unter der Überschrift „Welche Kirche wollen wir in 2026 sein?“ zusammenfassen lassen. Das Leitmotiv des Prozesses und am Ende auch des Gesamtergebnisses wurde dem Gutachten der Theologischen Kammer zum Reformprozess entnommen: „Volkskirche qualitativ weiter entwickeln“. Dass ein solch umfangreiches Programm in einem Zeitraum von vier Jahren mit so vielen

Beteiligten zu einem Ziel gebracht werden konnte, lag allerdings auch daran, dass die Synode bewusst nicht eine theologische Grundlegung der Frage, welche Kirche wir zukünftig sein wollen, der Entwicklung eines konkreten Maßnahmenplanes vorschaltete. Stattdessen fanden beide Fragen, die finanzielle und personelle Reduzierung, gleichberechtigt neben der inhaltlichen Diskussion Raum.

Zum Prozessverlauf: Der Zukunftsausschuss hatte der Frühjahrssynode 2013 ganze 75 Beschlussvorschläge vorgelegt, auf deren Basis seit 2013 die Vorlage für die Herbstsynode 2015 erarbeitet wurde. 2013 wurde dazu der Begleitausschuss (5 Mitglieder, ein Geschäftsführer) berufen. Ihm oblag die Kommunikations- und Koordinationsarbeit des fortlaufenden Strukturprozesses bis zur Herbstsynode 2015. Sechs Ausschüsse und Arbeitsgruppen, die alle Bereiche des kirchlichen Lebens im Haushalt unserer Landeskirche abbilden, entfalteten in der Folge die auf der Grundlage der Vorschläge des Zukunftsausschusses gefassten Beschlüsse inhaltlich und finanziell:

- Theologisches Personal
- Gebäude und Liegenschaften
- Sonderhaushalte
- Tagungsstätten und Freizeitheime
- Diakonie
- Perspektivaausschuss Mitarbeitende (Verwaltung / weitere Mitarbeitende neben den Pfarrerinnen und Pfarrern zusammengefasst)

Insgesamt fanden inklusive mehrtägiger Klausuren 125 Sitzungen mit insgesamt 90 ehren- und hauptamtlichen Mitarbeitern statt. Zuarbeitende aus dem Landeskirchenamt, den Kirchenkreisen und anderen Gremien waren ca. 250 Personen. Der Begleitausschuss informierte die Landessynode seit 2013 zweimal im Jahr über den Sachstand und die Synode hatte die Möglichkeit, im Prozess nachzusteuern. Vernetzungen, Verknüpfungen und Abhängigkeiten wurden auch ausschussübergreifend in den Blick genommen. Die Ausschuss- und Arbeitsgruppenvorsitzenden trafen sich zu notwendigen Absprachen regelmäßig mit dem Begleitausschuss.

Die Ergebnisse 2015

Die Ergebnisse lassen sich in den einzelnen Bearbeitungskorridoren wie folgt zusammenfassen:

- Vor Ort sichtbar sein und bleiben (Korridor 1 „Gebäude und Liegenschaften“)

- Wir arbeiten intensiver zusammen (Korridor 2 „Theologisches Personal“)
- Weitere kirchliche Handlungsfelder erhalten und weiter entwickeln (Korridor 3 „Sonderhaushalte, Tagungsstätten und Freizeitheime“)
- Wir profilieren unsere diakonische Arbeit (Korridor 4 „Diakonie“)
- Effizient arbeiten können (Korridor 5 „Verwaltung / Mitarbeitende“).

Die Vorlage der Beschlussvorschläge erfolgte im Juli 2015. Zuvor waren die Mitglieder des Begleitausschusses und der Geschäftsführer auf Einladung in zahlreichen Kreissynoden und Pfarrkonferenzen zu Gast, um die Beschlüsse „Zukunftsausschuss“ dort vorzustellen und Anregungen für die Weiterarbeit in den weiteren Prozess einzuspeisen. Ab Juli 2015 erfolgte die redaktionelle Arbeit mit maßgeblicher Unterstützung des Büros unabhängiger Geschäftsstellen im Landeskirchenamt: Der Begleitausschuss sichtete das Material, gewichtete die Ergebnisse und identifizierte Widersprüche, die sich aus einzelnen Beschlussvorschlägen der verschiedenen Ausschüsse ergaben und die zu einem Ausgleich gebracht werden mussten. Im üblichen synodalen Vorlauf erfolgte die Beratung mit dem Landeskirchenamt und dem Rat der Landeskirche, daneben waren im Vorfeld der Synode die Dekanekonferenz und der Finanzausschuss der Landessynode in die Beratung mit einbezogen. Die Landessynodalen hatten auf ganztägigen Vorbereitungstagungen sowie mithilfe eines Synodentags in Gruppenarbeit die Möglichkeit, sich das umfangreiche Gesamtwerk anzueignen.

Die Landessynode hat dann im Herbst 2015 das Papier, das der Rat der Landeskirche durch eine eigene Beschlussfassung mit wenigen Modifikationen der Synode zur Beschlussfassung vorgelegt hat, weitestgehend und mit großer Mehrheit verabschiedet – 183 Beschlüsse inklusive 47 aufgabenkritischer Vorschläge, die der Weiterarbeit bedürfen. Das Enddokument dieses Prozesses umfasst:

- ein reines Beschlusstext-Dokument (25 Seiten) und
- eine Langfassung mit Erläuterungen und Begründungen (141 Seiten).

Die Beschlüsse in der Kurz- und Langfassung finden Sie unter folgendem Link im Internet: <http://www.ekkw.de/synode/dokumentation>.

Aus der demographischen und finanziellen Entwicklung umfangreiche Konsequenzen ziehen zu müssen, ist nicht erfreulich, aber die Landessynode der Ev. Kirche von Kurhessen-Waldeck hat aus dieser Notwendigkeit den Schluss gezogen, dass es nicht ausreichend sein wird, auf aktuelle Entwicklungen mit Einzelmaßnahmen zu reagieren. Stattdessen muss sie umfassend die Neugestaltung der Landeskirche in den Blick nehmen. Die Rahmenbedingungen kirchlichen Handelns sind deswegen so anzupassen, dass die Ev. Kirche von Kurhessen-Waldeck im Sinne der Volkskirche ihren Dienst für die Menschen leisten kann. Dabei geht es nicht um bloßes Kürzen, sondern auch darum, in einer kleiner werdenden Kirche die Kraft zu Neuem zu erhalten und Wege aufzuzeigen, wie die Potenziale der richtungsweisenden Beschlüsse geistgewirkt und kreativ an den jeweiligen Orten in Wort und Tat umgesetzt werden können. Die Landessynode hatte bereits 2013 den Beschlüssen ihre Absicht vorangestellt: „Unsere Kirche ändert ihre Gestalt unter den Bedingungen der Gegenwart, um ihrem Auftrag treu zu bleiben. Sie ist stark, wenn sie sich auf die Kraft des Heiligen Geistes verlässt und zugleich mit Zuversicht neue Wege geht. Dazu gehört auch der Umgang mit dem anvertrauten Geld. Es dient der Bezeugung des Evangeliums und der Zuwendung zu den Menschen.“¹

„Volkskirche qualitativ weiter entwickeln“ – was aus den Ergebnissen folgt

Mit den Beschlüssen der Synode im Herbst 2015 und dem Verlauf des Prozesses ergeben sich unseres Erachtens insbesondere für den Gemeindepfarrdienst folgende Konsequenzen:

a) Der Verlauf des synodalen Prozesses mit der Aneignung des Gesamtwerkes an Studientagen durch die Synodalen, die regelmäßige Information der Landessynode und die Vernetzung der Beratungen durch ein den Prozess begleitendes Gremium stellten sicher, dass der Reformprozess über den Zeitraum von vier Jahren und mit so zahlreichen Beteiligten tatsächlich zu dem umfangreichen Beschlusswerk geführt werden konnte. Hier sind kommunikative Strukturen für die

¹ Vgl. auch den Begleitbrief von Rudolf Schulze, Präses der Landessynode, und Bischof Martin Hein an die Pfarrer/innen und Kirchenvorsteher/innen direkt im Anschluss an die Frühjahrssynode 2013 zur Übermittlung der Beschlüsse.

synodale Arbeit sichtbar geworden, die auch zukünftig in großen Beschlussvorhaben eine Rolle spielen sollten. Dazu gehört auch die Informations- und Diskussionsmöglichkeiten der Kreissynoden und Pfarrkonferenzen im Vorfeld und die Beteiligung zahlreicher Arbeitsgebiete und Fachleute in den Korridor-ausschüssen. Der Reformprozess selbst zeigt Potenzial für künftiges synodales Arbeiten.

b) Das Gesamtergebnis impliziert ein Bekenntnis zur regional und lokal (weiterhin) verorteten Volkskirche. Der Gebäudebestand wird den Rahmenbedingungen durch Bedarfserhebung, Priorisierung und Kategorisierung angepasst, die Anpassung von Gemeindepfarrstellen bleibt an der Entwicklung der Mitgliederzahlen orientiert, während für die Funktionspfarrstellen eine feste Reduktion beschlossen wurde.

Damit zieht das Ergebnis Konsequenzen aus der aktuellen Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung² hinsichtlich der vor allem lokalen und regionalen Wahrnehmung von Kirche. Dieser Beschluss beinhaltet aber zugleich einen Auftrag: Nach Kräften dafür Sorge zu tragen, dass sich die derzeitige Mitgliederentwicklung hinsichtlich der Kirchenaustritte nicht linear so weiter entwickelt, wie sie es derzeit tut. Hier stehen wir erst am Anfang, und das Gesamtergebnis des Reformprozesses bietet auch nur einen Einstieg in eine notwendige Diskussion in den kommenden Jahren.

c) Die Posterioritätendiskussion wurde von dem Blick auf gesamte Arbeitsgebiete in alle Arbeitsgebiete selbst verlagert mit der Konsequenz, mittels einer Aufgabenkritik zu identifizieren, was man zukünftig nicht mehr oder nicht mehr im selben Umfang anbieten und aufrecht erhalten möchte.

Der Reformprozess kann insgesamt nur gelingen, wenn diese Fragestellung in den nächsten Jahren ernsthaft weiterverfolgt wird. Es reicht nicht aus, einzelne Arbeitsabläufe zu verschlanken, sondern wir müssen als Kirche mit der Frage ernst machen: „Was haben wir an finanziellen und personellen Ressourcen und was können wir damit machen?“ – auch wenn es leichter gesagt ist als getan. Bisher lautete die Frage „Wie können wir die anfallende Arbeit auf die weniger werdenden Schultern verteilen und wie finanzieren wir das mit einem geringeren Budget?“ Implizit

beschäftigt sich die Kirche gerade dadurch in der öffentlichen Wahrnehmung dauernd mit ihren Strukturen und ihren finanziellen Ressourcen, obwohl doch gerade die Fragestellung verdecken helfen sollte, dass sie einer Aufgabe nicht mehr hinreichend gewachsen sein könnte, weil das Geld und die Leute fehlen.

Die im jetzt begonnenen Reformprozess zentral behandelte Frage nach der wirtschaftlichen Situation der Kirche in ihren Arbeitsgebieten wird es mittelfristig ermöglichen, besser zwischen einer internen Kommunikation über die Ressourcen und der Kommunikation des Evangeliums nach außen zu unterscheiden, wenn die Ausgangsfrage an die Arbeit neu gestellt wird.

d) Der Duktus der Beschlüsse richtet sich auf eine Stärkung der Verantwortung in den Regionen (Kirchenkreise / Kooperationsräume). Bei der Festlegung der Rahmenvorgaben wird die Kunst darin bestehen, auf der einen Seite den Regionen ausreichend Freiheit in der konkreten Ausgestaltung ihrer Zusammenarbeit zu lassen, um ihren Sachverstand und ihre Bedürfnislagen ernst zu nehmen, und andererseits zu gewährleisten, dass bei aller Dezentralisierung die Einheit und Wiedererkennbarkeit der Landeskirche auf ihrem gesamten Gebiet gewahrt bleibt. Hier gilt es, widerstreitende Interessen immer wieder zum Ausgleich zu bringen – wie das geschehen kann, wird sich zeigen. Eine geeignete Balance der Interessen wird ohne entsprechende Regelungen im Finanzzuweisungssystem nicht zu gewinnen sein.

e) Die Entscheidungen der Landessynode, sowohl Stellenpools in den Kirchenkreisen einzurichten, als auch das berufliche Profil der Diakoninnen und Diakone als explizit soziales Amt der Kirche weiterzuentwickeln, bedeutet mittelfristig einen Einstieg in „interprofessionelle Teams“ in regionalen Kooperationsräumen (auch wenn für diesen Arbeitsbegriff noch ein schöneres Wort gefunden werden sollte). So wie sich die finanzielle Entwicklung und die des theologischen Nachwuchses absehen lässt, wird man in der Landeskirche mutmaßlich immer wieder einmal in die Lage kommen, in der zwar finanzielle Ressourcen für die Besetzung einer Pfarrstelle vorhanden sind, aber kein Personal.

Spätestens dann stellt sich die Frage, wie die Gemeindeleitung alternativ gestaltet wer-

² Vgl. <http://www.ekd.de/EKD-Texte/kmu5.html>.

den kann. Es wird sich das Amtsprofil eines Pfarrers / einer Pfarrerin verändern: Planen, arbeiten und intensiver kooperieren in einem (interprofessionellen) Team einer Region wird für den pastoralen Dienst konstitutiv. Das ist in manchen Bereichen der Landeskirche nicht nur für Pfarrer(innen) eine große Umstellung, sondern auch für manche Kirchenvorstände. Und die Anforderungen an den pastoralen Dienst werden mittelfristig auch Konsequenzen für das Profil des Nachwuchses und ihre inhaltliche Qualifizierung durch Studium und Ausbildung ergeben.

„Interprofessionelle Teams“ zielen nicht auf den kostengünstigeren Ersatz von Pfarrern und Pfarrerinnen, sondern auf das Ernstnehmen verschiedener Gaben in einer Anforderungssituation – so wie bereits die erste Gemeinde aufgrund einer Überforderung der Apostel feststellte, dass es zur Gemeindeleitung verschiedener Begabungen bedurfte (Apg 6,1-7). Die Schaffung von Assistenzstellen in Kooperationsräumen dient nicht nur zur verwaltungsmäßigen Entlastung, sondern ist ebenso ein Schritt in Richtung der oben benannten Teamleitung.

f) Zehn Jahre sind eine lange Zeit. Nicht alles, was die Landessynode beschlossen hat, wird zeitgleich und sofort umgesetzt. Bis zum 500. Jubiläum der Homberger Synode 2026 werden gerade die großen Weichenstellungen (Stellenpools, Kooperationsräume, Pfarrstellenanpassung) noch mancher „Feinjustierung“ bedürfen. Nicht jede Entscheidung der Landessynode 2015 ist bis ins Detail so präzise, dass es nicht noch zu umfangreichen synodalen Beratungen kommen muss. Und hier wird sicher auch die Expertise aus den Kirchenkreisen eine Rolle spielen, die durch ihre Rückmeldungen zum Reformprozess Anregungen in den Entscheidungsprozess der Landessynode hineingeben werden. Die Koordination der Umsetzung der Beschlüsse wird weiterhin durch einen Geschäftsführer des Reformprozesses gewährleistet.

g) In unserer Landeskirche herrscht nicht überall gleich großer Mangel. Und doch hat sich in den vergangenen Jahren in den Gemeinden und auch in den funktionalen Diensten ein allgemeines Gefühl des Mangels und latenter Unsicherheit ausgebreitet, das zum Beispiel hinsichtlich der derzeitigen Versorgung mit Pfarrstellen im Vergleich mit früheren Zeiten nicht zutreffend ist. Im Ge-

genteil: Die flächendeckende pfarramtliche Versorgung der Gemeinden wird gewährleistet, Pfarrerinnen und Pfarrer bleiben nah bei den Menschen, auch wenn Wege weiter werden. Zur sachlichen Beurteilung der derzeitigen Lage müssen wir hier den Blick ehrlich darauf richten, wo Überfluss und wo Mangel herrscht (im Sinne von 2. Kor 8,14). Auch das wird Teil eines bisweilen schmerzhaften Prozesses sein.

h) Spannender noch als die Einsparungen werden die Entscheidungen sein, wo Geld neu und mehr als bisher investiert werden soll. Was ist wirklich dringend? Neue Investitionen werden sinnvollerweise in Zukunft befristet und mit einer Evaluierung versehen sein. Die Höhe der jetzt beschlossenen Einsparung ist aber bewusst so hoch gesetzt worden, damit nach Möglichkeit zusätzliche Investitionen getätigt werden können und nicht nur die Auskömmlichkeit eines Haushaltes 2026 gewährleistet werden kann.

„Mit gebündelten Kräften, verlässlich, nah bei den Menschen.“ So lautet der Anspruch, den die Landessynode ihren Beschlüssen zum Zukunftsausschuss 2013 vorangestellt hat. Diesem Anspruch können wir mit dem nun beschlossenen Einstieg in einen zehnjährigen Reformprozess gerecht werden, wenn alle Anstrengungen darauf konzentriert werden, der Strahlkraft des Evangeliums möglichst viele Hemmnisse aus dem Weg zu räumen und zur Kommunikation der frohen Botschaft möglichst geeignete Räume und Leute zur Verfügung zu stellen.

*Wolfgang Kallies
Geschäftsführer des Reformprozesses,*

*Dr. Volker Mantey
Vorsitzender des Zukunftsausschusses und
des Begleitausschusses 2012-2015
Obergasse 1, 34286 Spangenberg*

Die Bedeutung der Kirchenväter für das heutige Bibelverständnis

Bernd Jaspert

In seinem Buch „Theologische Hermeneutik des Neuen Testaments“ schreibt der Berner Neutestamentler Ulrich Luz (geb. 1938), dass die „protestantische, aber in einem hohen Maß auch die heutige katholische Bibelwissenschaft [...] sich wenig mit den Kirchenvätern“ beschäftigt.

Dies sei „nicht nur eine Folge des reformatorischen ‚Sola Scriptura‘, sondern noch mehr eine Folge der historisch-kritischen Exegese, welche die Frage nach dem ursprünglichen Sinn des Textes in den Mittelpunkt stellt und darum hinter die Interpretationen der Kirchenväter zurückfragt“. Man sei stolz gewesen auf die „Fortschritte“ in der Exegese, welche das, was die Kirchenväter zu sagen hatten, als ‚vorkritisch‘, antiquiert und überholungsbedürftig erscheinen ließen¹.

Zusätzlich sei die Aufspaltung der (biblischen) Disziplinen belastend, denn „niemand mehr ist imstande, sowohl die Bibel als auch ihre Auslegungsgeschichte zu überblicken.“ Daher kam Luz zu dem Schluss: „Die Verdrängung und Ausblendung der kirchlichen Tradition ist ein großer Verlust, insbesondere für die Hermeneutik. Auch die ökumenische Bedeutung der Kirchenväter ist groß, ganz besonders für das Gespräch mit der Orthodoxie.“¹

Luz selbst möchte aber als ein in der Welt weit herumgekommener protestantischer Theologe in seiner neutestamentlichen Hermeneutik diesem Mainstream nicht folgen. Er plädiert vielmehr für eine Integration der kirchlichen Tradition, insbesondere der Kirchenväter und des so genannten Frühkatholizismus, in die heutigen neutestamentlichen Verstehensprozesse. Damit nimmt er nicht nur die im katholischen Raum gestellte Frage von Basil Studer auf, „wie wir die heilsgeschichtliche Aufgabe der Kirchenväter aufzufassen haben und auf welche Weise wir heute Zugang zu ihnen finden können“,² sondern er leistet für die neutestamentliche Wissenschaft auch das, was die Kirchenhistoriker schon seit einiger Zeit für die kirchengeschichtliche Hermeneutik tun: Sie berücksichtigen die Tradition, insbesondere die Sicht der Kirchenväter.³

Je länger sich die Theologie, vor allem die neutestamentliche Wissenschaft und die Kirchengeschichte, mit den Kirchenvätern befasst, desto mehr entdeckt sie die Vielschichtigkeit oder Pluralität ihres theologischen Denkens und kirchlichen Handelns.⁴

1 U. Luz, *Theologische Hermeneutik des Neuen Testaments*, Neukirchen-Vluyn 2014, 467; vgl. auch *ders.*, Die Bedeutung der Kirchenväter für die Auslegung der Bibel. Eine westlich-protestantische Sicht, in: J. D. Dunn/H. Klein/U. Luz/V. Mihoc (Hg.), *Auslegung der Bibel in orthodoxer und westlicher Perspektive* (WUNT 130), Tübingen 2000, 29-52. Zum Begriff „Kirchenväter“, der in einigen Darstellungen der altchristlichen Literatur wie z. B. von C. Moreschini/E. Norelli, *Manuale di letteratura cristiana antica greca e latina*, Brescia 1996 (dt. Gütersloh 2007), weitgehend vermieden wird, s. B. Studer, Art. Die Kirchenväter, *MySal* 1 (1965, 1978) 588-605; R. M. Grant, Art. Kirchenväter, *EKL*³ 2 (1989) 1186-1192; H. R. Drobner, Art. Kirchenväter, *LThK*³ 6 (1997) 70-71; *ders.*, *Lehrbuch der Patrologie*, Frankfurt a. M. 22004, 59-61. Luz selbst fasste den Kirchenväter-Begriff sehr weit und rechnete auch die Reformatoren dazu und sogar jene „die irgendwann von einer Kirche unter die Ketzer und nicht unter die Väter eingereiht worden sind“; vgl. Luz, Die Bedeutung der Kirchenväter für die Auslegung der Bibel, a.a.O., 51. Damit öffnete er allerdings einer Verwässerung und Ungenauigkeit des Begriffs „Kirchenväter“ Tür und Tor; nicht nur, dass nun auch eine Reihe bisher nicht zu den Kirchenvätern gezählten Gestalten der christlichen Antike zu ihnen gehören würden, sondern auch mehrere Theologen der Neuzeit und neuesten Zeit von

Martin Luther und Thomas Müntzer bis hin zu Eugen Drewermann und Hans Küng und auch Frauen als „Kirchenmütter“ wie Dorothee Sölle, Elisabeth Schüssler Fiorenza und Margot Käßmann. Mit einer solchen Klassifizierung ist aber niemandem geholfen, die Leistung der in der Alten Kirche tätigen Kirchenväter heute zu verstehen. Vgl. hingegen W. Tritsch (Hg.), *Die Kirchenväter in Quellen und Zeugnissen*, Augsburg 1990; H. Leppin, *Die Kirchenväter und ihre Zeit*. Von Athanasius bis Gregor dem Großen (Beck'sche Reihe 2141), München 2000 (2006).

2 Studer, Art. Die Kirchenväter (wie Anm. 1), 588.

3 Vgl. z. B. L. Grane/A. Schindler/M. Wriedt (Hg.), *Auctoritas Patrum*, 2 Bde. (VIEG.B 37, 44), Mainz 1993, 1998; G. Frank/Th. Leinkauff/M. Wriedt (Hg.), *Die Patristik in der frühen Neuzeit*. Die Relektüre der Kirchenväter in den Wissenschaften des 15. bis 18. Jahrhunderts (Melancthon-Schriften der Stadt Bretten 10), Stuttgart-Bad Cannstatt 2006. Der Bukarester Theologe Cosmin Pricop stimmte Luz aus orthodoxer Sicht weitgehend zu, auch wenn er im Einzelnen Luz' Konzept der wirkungsgeschichtlichen Exegese der Bibel kritisch betrachtete: C. Pricop, *Die exegetische Erfahrung der Kirchenväter als Wirkungsgeschichte*. Eine orthodoxe Wahrnehmung der Ansätze von Ulrich Luz, *IJOT* 5 (2014) 151-187.

4 Vgl. statt vieler Einzelnachweise v. a. Ch. Marksches, *Kaiserzeitliche christliche Theologie und ihre Institutionen*. Prolegomena zu einer Geschichte der antiken christlichen Theologie, Tübingen 2007 (Studienausg. 2009); M. Fiedrowicz, *Theologie der Kirchenväter*. Grundlagen frühchristlicher Glaubensreflexion, Frei-

Dass die Kirchenvätertheologie zu den Grundlagen der späteren Theologie in Ost und West gehört, wurde erst im 20. Jahrhundert voll erkannt.⁵

Trotzdem gilt der Kirchenvater – quer durch die christlichen Konfessionen – als „der verlässliche Lehrer des Glaubens, auf den man sich in Zweifelsfällen berufen kann.“

Diese Autorität macht zwar den Kirchenvater nicht in allen Einzelheiten irrtumslos – er muß sich an der Schrift und der *regula fidei* der Gesamtkirche messen lassen –, in Übereinstimmung mit ihnen ist er aber authentischer Zeuge des Glaubens und der Lehre der Kirche.“⁶

Allerdings sind sich die Patrologen und Patrologinnen bis heute nicht einig darin, wer alles als „Kirchenvater“ zu gelten hat und wo rein zeitlich die Grenzen zu ziehen sind, innerhalb deren von „Kirchenvätern“ (und „Kir-

burg i. Br. 2007 (2010); *ders.*, Handbuch der Patristik. Quellentexte zur Theologie der Kirchenväter, Freiburg i. Br. 2010

5 Vgl. H. Frhr. von Campenhausen, Griechische Kirchenväter (UTb 14), Stuttgart 1955 (1993); *ders.*, Lateinische Kirchenväter (UTb 50), Stuttgart 1960 (1995); W. Klein (Hg.), Syrische Kirchenväter (UTb 587), Stuttgart 2004; A. Hamman/A. Fürst, Kleine Geschichte der Kirchenväter. Einführung in Leben und Werk, Freiburg i. Br. 2004 (Neuausg. 2011). Auch wenn einige – vornehmlich katholische – Theologen wie z. B. M. Eder, Kirchengeschichte. 2000 Jahre im Überblick, Düsseldorf 2008, 58-62, immer noch von „Kirchenvätern“ sprechen und sie extra als solche behandeln, so nimmt seit der zweiten Hälfte des 20. Jhs. doch die Tendenz zu, sie in den Lehr- und Handbüchern der Kirchengeschichte doch in den Verlauf der allgemeinen Kirchengeschichte in Ost und West zu integrieren. Anstelle vieler Einzelhinweise vgl. z. B. W.-D. Hauschild, Lehrbuch der Kirchen- und Dogmengeschichte, Bd. 1: Alte Kirche und Mittelalter, Gütersloh 1995 (2011); W. Geerlings (Hg.), Theologen der christlichen Antike. Eine Einführung, Darmstadt 2002; B. Moeller (Hg.), Ökumenische Kirchengeschichte, Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Mittelalter, Darmstadt 2006; sowie die entspr. Bände von HKG(J), KGE und GCh.

6 Drobner, Lehrbuch der Patrologie (wie Anm. 1), 59. Vgl. A. Bieber-Wallmann, Art. Kirchenväter, TRT³ 2 (2008) (650-655) 650: „Als Kirchenväter werden diejenigen Theologen der Alten Kirche bezeichnet, deren Lehre grundlegend für das Verständnis des Evangeliums in der Folgezeit geworden ist.“ In seinem Art. Kirchenväter und Rabbinen, in: J. J. Petuchowski/C. Thoma (Hg.), Lexikon der jüdisch-christlichen Begegnung, Freiburg i. Br. 1989, 211-215, (Neuausg. 1994 u. 1997; völlige Neugestaltung unter dem Titel: Lexikon der Begegnung. Judentum – Christentum – Islam, 2009) wies J. J. Petuchowski darauf hin, dass zur selben Zeit wie die Kirchenväter „die Form des heute bestehenden Christentums geschaffen“ hätten, die Rabbinen „den Talmud schufen und die jüdische Biblexegese entwickelten“ und damit „die Struktur des heute bestehenden Judentums geschaffen haben“.

chenmüttern“) zu reden ist.⁷ Der „consensus quinque saecularis“, auf den man sich in der Reformation berief, war nur eine idealisierte Lehrübereinstimmung, die bei näherem Hinsehen nicht haltbar ist. Denn die Lehrdifferenzen zwischen den „Kirchenvätern“ waren teilweise doch erheblich. Auch wenn man sich darüber einvernehmlich verständigen kann, dass die Patristik sich „vornehmlich mit den Kirchenvätern als theologischen Schriftstellern“ beschäftigt, weil deren Werke „zugleich Quellen für Leben, Lehren und Institutionen der alten Christenheit“ sind⁸, so gehen doch bis heute die Meinungen darüber auseinander, was die Patristik eigentlich ist und wie sie zu verstehen ist, Altertumswissenschaft oder Theologie.⁹

Als Heinrich Kraft in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts sein „Kirchenväterlexikon“ veröffentlichte, zog er den Kreis der berücksichtigten „Kirchenväter“ sehr weit: von den biblischen Apokryphen bis hin zu Johannes von Damaskus (ca. 650–ca. 750 J).¹⁰ Damit lag er durchaus im Trend. Denn die Forschung nimmt mittlerweile auch die in den orthodoxen Kirchen besonders verehrten Kirchenväter wahr. Und dazu gehören auch Gestalten wie zum Beispiel Johannes von Damaskus, der die Grundlagen für die spätere Ikontheologie des Ostens legte.

7 Man vgl. z. B. die Darstellungen von J. Quasten, Patrology, 4 Bde., Utrecht-Antwerp 1950-1960 u. ö. (Bd. 1-3), Westminster, MD, 1986 (Bd. 4), B. Altaner/A. Stuber, Patrologie. Leben, Schriften und Lehre der Kirchenväter, Freiburg i. Br. 1980, und D. Ramos-Lissón, Patrologia (MaTe 35), Pamplona 2005. In dem Lexikon der antiken christlichen Literatur (LACL), das S. Döpp und W. Geerlings unter Mitarbeit vieler Fachgelehrter herausgaben (Freiburg i. Br. 1998, 2002), wurden die „Kirchenväter“ in die große Schar der altchristlichen Schriftsteller(innen) bis ins 8. Jh. integriert.

8 E. Mühlenberg, Art. Patristik, TRE 26 (1996) (97-106) 97. Etwas anders die Deutung von S.-P. Bergjan, Art. Patristik/Patrologie, RGG⁴ 6 (2003) 1015-1019, die unter „Patristik“ generell „die Beschäftigung mit der Alten Kirche“ versteht (a.a.O., 1015).

9 Vgl. Ch. Marksches/J. van Oort (Hg.), Zwischen Altertumswissenschaft und Theologie. Zur Relevanz der Patristik in Geschichte und Gegenwart (Studien der Patristischen Arbeitsgemeinschaft 6), Leuven 2002. Die Patristik kann jedenfalls einen wichtigen Beitrag zum ökumenischen Verständnis der Kirchengeschichte leisten; vgl. W. A. Bienert, Werden der Kirche – Wirken des Geistes. Beiträge zu den Kirchenvätern und ihren Nachwirkungen, hg. v. U. Kühneweg (MThSt 55), Marburg 1999, 240-258; *ders.*, Kirchengeschichte in ökumenischer Verantwortung. Ausgewählte Studien, hg. v. P. Gemeinhardt/K. Pinggéra (KKR 55), Göttingen 2009, 53-67, 87-102, 121-137, 323-345.

10 Vgl. H. Kraft, Kirchenväterlexikon, München 1966. Das Lexikon ist weitgehend identisch mit Bd. 5 der von A. Heilmann hg. Auswahl: Texte der Kirchenväter, München 1963-1966.

Was Luz nicht berücksichtigte, ist die Tatsache, dass viele der altchristlichen Kirchenväter nicht nur Lehre und Leben der Christenheit nichtbestimmten, sondern als Mönche lebten, die einen starken Einfluss auf die Kirche insgesamt hatten. Recht hatte er allerdings, als er schrieb, die Verdrängung und Ausblendung der kirchlichen Tradition sei insbesondere für die Hermeneutik ein großer Verlust.¹¹

Um diesen Verlust auszugleichen, berücksichtigte der protestantische Schweizer Theologe in seinem eingangs erwähnten Buch vor allem die Beiträge von Origenes, Irenäus, Tertullian und Augustin, aber auch von Luther, zur neutestamentlichen Hermeneutik.¹² Damit wollte er einen Beitrag leisten zur „Ganzheitlichkeit des Verstehens“, zur „Einheit von Exegese und Applikation“, zur „Offenheit des Sinns der Texte“ sowie zur „Verbindung von Bibelauslegung, Glauben und Kirche“. Vor allem wollte er „die Väter befragen, wie sie die Frage nach einer inhaltlichen Leitlinie für die Interpretation neutestamentlicher Texte beantworten bzw. wie sie ‚Christus‘ als ‚Mitte‘ der Bibel verstehen“¹³.

Vor allem wollte er die Herausforderung der vorkritischen hermeneutischen Ansätze, wie sie bei den genannten Vätern zu finden sind, und die Aktualität dieser Hermeneutik für die heutige Zeit darstellen. Dabei kam er zu dem Ergebnis:

„1. Für die Väter war die Bibel ein Buch *mit einem großen Reichtum an Sinn*. Wörtliche Auslegung und verschiedene Arten des geistlichen Sinns können nebeneinanderstehen und schließen sich – etwa in der Lehre vom vierfachen Schriftsinn – ein, nicht aus. Der biblische Text selbst hat gegenüber jeder Auslegung einen Sinnüberschuss.“¹⁴

„Seit dem Zeitalter des Konfessionalismus, und in anderer Weise wieder in der historisch-kritischen Methode, dominiert die Frage nach der richtigen Auslegung eines Bibeltextes die europäische Exegese. Erst die leserbezogene Exegese und die unterschiedlichen Formen applikationsorientierter Bibelauslegung seit dem 20. Jahrhundert haben uns wieder gelehrt, nach der Offenheit biblischer Texte zu fragen und damit eine Erkenntnis einzuho-

len, die viele Kirchenväter selbstverständlich hatten.“¹⁵

„2. Die Väter lassen ihre Hermeneutik *von der ‚Sache‘*, um die es ihnen ging, *bestimmt* sein. Die ‚Sache‘, welche die ‚Leitlinie‘ bzw. die ‚Mitte‘ ihrer Auslegungen bildete, wurde dabei unterschiedlich formuliert. Die Väter formulierten sie in ihren Kontexten als *eigene* theologische ‚Mitte‘. [...] Die Frage ist, wie wir heute die ‚Sache‘ der Bibel bestimmen.“¹⁶

„3. In der Hermeneutik aller Väter wird die *Bibel als Einheit* gesehen. Sie waren überzeugt von der Einheit des auf Christus bezogenen zweiteiligen Kanons und von der Selbigkeit des sich selbst treuen Gottes.“

Demgegenüber bedeutet „die neuzeitliche, durch die historische Untersuchung der Bibel ermöglichte Betrachtungsweise der Bibel als einer Bibliothek, die aus sehr unterschiedlichen Einzeltexten besteht, etwas grundsätzlich Neues“. Deshalb stellt die Väterhermeneutik „heutige Bibelinterpreten vor die Frage nach der verlorenen Einheit der Bibel“.

Luz selbst hat darauf mit seiner These von den „kleinen Meta-Erzählungen“ geantwortet, die „von Gott, von Jesus Christus, von Menschen, von Gerechtigkeit und vom Ursprung und der Zukunft der Welt“ handeln und „die Gestalt von Geschichten, Gebeten, Liedern, Argumenten, Visionen, Hoffnungen, Klagen, Bildern und Lebensbildern“, also „von partikularen, kontextgebundenen und persönlichen Identitäts-Diskursen haben.“¹⁷

Dabei hat er „darauf verzichtet, die Bibel durch eine übergeordnete Gesamtschau zu vereinheitlichen.“¹⁸ Denn er war davon überzeugt, dass es „Einheit der Bibel“ „heute nur als Einheit in der Vielfalt geben“ kann, so dass er die Kirche nicht als „eine die Bibel normierende und vereinheitlichende Institution“ begriff, sondern nur als „eine Gesprächsgemeinschaft im Dialog mit der Bibel.“¹⁹

Auch wenn wir heute nicht mehr wie die Kirchenväter und die Reformatoren des 16. Jahrhunderts Christus als den „Generalnennen“ der ganzen Bibel verstehen können,²⁰ so muss die Frage nach der „Mitte“ der Bibel

11 Vgl. Luz, *Theologische Hermeneutik des Neuen Testaments* (wie Anm. 1), 467.

12 Zu dieser Auswahl vgl. die Begründung a.a.O., 467f.

13 A.a.O., 468.

14 A.a.O., 511.

15 A.a.O., 511f.

16 A.a.O., 512; vgl. dazu Luz' „Leitlinien der Wahrheit für die Auslegung neutestamentlicher Texte“, a.a.O., 517-558.

17 A.a.O., 145.

18 A.a.O., 512.

19 A.a.O., 512f.

20 Luz begründet dies a.a.O., 513.

im christlich-jüdischen Dialog geklärt werden. Dazu meinte Luz jedoch keinen Beitrag liefern zu können, weil die Diskussion dieser Frage „den Horizont einer theologischen Hermeneutik des *Neuen Testaments*“ überschreite.²¹

„4. Volles Verstehen der biblischen Texte ist nach den Vätern *nur im Glauben möglich*, d. h. als eigene Erfahrung und als Geschenk des Geistes. [...] Heute versteht sich in Europa die Mehrzahl der Menschen nicht mehr als Gläubende. Die Bibel ist aber auch *ihr Erbe*.

Für eine theologische Hermeneutik stellt sich die Frage, was für ein Modell des Verstehens der biblischen Texte heutigen Menschen einen Zugang zu ihnen ermöglicht, das ein Lebensverhältnis zu ihrer ‚Sache‘ einschließt, ohne sie zum ‚Glauben‘ zu nötigen.“²²

„5. Verstehen der biblischen Texte ist bei den Vätern immer ein *ganzheitliches Verstehen*, welches das ganze Leben des Menschen umfasst. [...] Demzufolge liegt bei vielen Vätern das, was wir heute als ‚Erklärung‘ und als ‚Applikation‘ unterscheiden, ineinander.

Ihre hermeneutischen Ansätze stellen uns vor die Frage, wie ein Auseinanderfallen der Interpretation in eine – tendenziell objektive – Texterklärung und eine – tendenziell subjektive – Applikation verhindert und beide Teilvorgänge des Verstehens sinnvoll aufeinander bezogen werden können.“²³

Luz beantwortete die Frage mit dem Vorschlag einer dialogischen Hermeneutik zwischen Text und Leser beziehungsweise einer Hermeneutik des offenen Dialogs zwischen Text und Interpretieren.²⁴ In diesem Sinne reichte ihm die von Elisabeth Schüssler Fiorenza vorgeschlagene befreiungstheologische Hermeneutik aus feministischer Sicht nicht aus.²⁵

„6. Die hermeneutischen Ansätze aller Väter implizieren *ein im weitesten Sinn des Wortes realistisches Sprachverständnis*.“²⁶ Die moderne Exegese kann davon lernen, weil es „den Zugang zu außersprachlicher Wirklichkeit erschließt und nicht verschließt.“²⁷

„7. Die hermeneutischen Ansätze der Väter verstehen die Bibel durchweg als *Buch der Kirche*. Ihre biblische Hermeneutik zielt auf die

Lektüre und den Gebrauch der Bibel in der Kirche.“ So fordern sie „eine heutige theologische Hermeneutik dazu auf, die Bibel als Buch der Kirche zu verstehen“.

Aber „wir erleben heute in vielen Ländern Westeuropas einen starken Bedeutungsverlust von Kirche. Viele Menschen wollen sich in ihrer Lebensgestaltung nicht mehr von Kirchen bevormunden lassen. Kirchen sind heute in Westeuropa nicht nur fragmentiert und gespalten, sondern sie sind Minoritäten geworden und werden in den Gesellschaften zunehmend marginalisiert. Biblische Texte, die von Gott reden, stellen aber einen universalen Wahrheitsanspruch. Sie wollen das *ganze* Leben interpretieren und gestalten.“ Deshalb fragte Luz: „Wie müssen Kirchen aussehen, wenn sie auch heute diesem Anspruch entsprechen wollen? Wie müssten Kirchen aussehen, wenn sie durch ihre eigene Marginalisierung in der Gesellschaft nicht auch die Bibel noch zusätzlich marginalisieren wollen?“²⁸

Auf diese Frage antwortete er jedoch nicht direkt, sondern meinte nur, mit seinem 10. Kapitel („Impulse der kirchlichen Tradition“²⁹) hätte er dem „oberflächlichen Eindruck“, dass die Väter-Hermeneutik für viele heutige Zeitgenossen „eher ein Hindernis als eine Hilfe zum Verständnis der Bibel“ sei, „ein paar Steine in den Weg“ gelegt.³⁰

Nein, er hat nicht nur dem Bibelverständnis der heutigen „säkularen“ oder „halbgläubigen“ Menschen ein paar Steine in den Weg gelegt. Er hat vielmehr der Beachtung der biblischen Hermeneutik der Kirchenväter das Wort geredet. Und das zu Recht.

Denn die europäische biblische Theologie, insbesondere die protestantische Tradition, aber auch andere kirchliche und theologische Traditionen, haben die biblisch-hermeneutischen Ansätze der Kirchenväter zu lange missachtet.³¹

Dr. Bernd Jaspert
Aura 9, 36142 Tann (Rhön)

21 Ebd.

22 A.a.O., 513f.

23 A.a.O., 514.

24 Vgl. a.a.O., 23f, 97f.

25 Vgl. a.a.O., 308–312.

26 A.a.O., 514.

27 A.a.O., 515.

28 Ebd.

29 A.a.O., 467–515.

30 A.a.O., 515.

31 Das mag für die dogmengeschichtliche Betrachtung nicht gelten, vgl. C. Andresen / E. Mühlberg / A. M. Ritter / M. A. Schmidt / K. Wessel, Die christlichen Lehrentwicklungen bis zum Ende des Spätmittelalters, bearb. v. A. M. Ritter, Neuausg. Göttingen/Oakville, CT, 2011.

Vom „Atemrhythmus“ geistlichen Leitens

Joachim Meyer

Gerd Bauz, dem langjährigen Leiter der Gemeindeberatung in der EKHN, an der Schwelle zu seinem (Un-)Rubestand für alle fachliche Unterstützung und freundschaftliche Begleitung dankbar zugeeignet

Am 26. April 2015 wurden in der Ev. Kirche von Hessen und Nassau die Kirchenvorstände neu gewählt, am 1. September hat ihre 6-jährige Amtszeit begonnen. Ein langer Zeitraum, wenn man auf manch andere Legislaturperiode blickt. Wie hält ein Gremium eine solche Amtszeit durch? Woher empfängt es seine Energie, den „langen Atem“ um seine Aufgabe zu erfüllen? Was ist seine Aufgabe? Die Kirchenordnung schreibt in Artikel 13 über den Kirchenvorstand: „Der Kirchenvorstand leitet die Kirchengemeinde nach Schrift und Bekenntnis sowie der auf ihnen beruhenden kirchlichen Ordnung und ist für das gesamte Gemeindeleben verantwortlich. Er hat darauf zu achten, dass in der Kirchengemeinde das Wort Gottes lauter verkündigt wird und die Sakramente recht verwaltet werden. Er soll die Sendung der Gemeinde in die Welt ernst nehmen und auch die Gemeindeglieder dazu anhalten. Geeignete Gemeindeglieder soll er zur Mitarbeit ermuntern und vorhandene Gaben in der Kirchengemeinde wirksam werden lassen. Der Kirchenvorstand vertritt die Kirchengemeinde nach außen.“

Seine Aufgabe besteht demnach nicht allein im Organisieren von Abläufen. Es geht immer wieder um ein Orientieren und Abgleichen von Inhalt und Haltung seines Leitungshandelns an der Norm, an Schrift und Bekenntnis und kirchlicher Ordnung. Es geht immer wieder um den Blick auf und die Fürsorge für die Mitte, die Verkündigung von Gottes Wort und das rechte Verwalten der Sakramente. Es geht um ein waches Gespür für die Situation der Menschen in der Gemeinde, für die Möglichkeit, ihnen einen Weg zur Mitarbeit in der Gemeinde zu ebnen. Und es geht um den Ort und die Stimme der Gemeinde in ihrer Umwelt. „Geistliche Leitung“ heißt die so beschaffene Aufgabe des Kirchenvorstandes. Was ist das: „Geistliche Leitung“? Und wie kann der Kirchenvorstand seine geistliche Leitungsaufgabe am besten erfüllen? Diese Fragen beschäftigen mich seit vielen Jahren als Gemeindepfarrer, als Gemeindeberater und auch als Dekan – verbunden mit dem Wunsch, die Menschen in ihren Leitungstätigkeiten zu un-

terstützen. Damit sie durchhalten. Damit ihnen nicht frühzeitig die Puste ausgeht. Aus diesem Ansinnen heraus sind die folgenden Überlegungen entstanden.

1. Menschlich-Allzumenschliches: Der Atem – Rhythmus des Lebens

Einatmen – kurze Pause – Ausatmen – längere Pause – Einatmen – kurze Pause – Ausatmen – längere Pause... Über 20.000 Mal atmet ein Mensch im Laufe eines Tages ein und aus und bewegt dabei zwölfteilm Kubikmeter Luft. Der Atemrhythmus gehört wie der Herzschlag zu den Grundrhythmen, die uns am Leben halten. Nur ganz kurz kann ein Mensch ohne Atmung auskommen, ohne Herzschlag noch weniger. Setzen beide aus, stirbt er. Der bewusste Blick auf den Atemrhythmus gehört für viele Meditationsformen und Achtsamkeitsübungen zu den Grundlagen: Achte auf Deinen Atem, atme bewusst und Du findest zu Dir selbst und zu Deiner Mitte!

Rhythmen bestimmen unser Leben: Tag und Nacht, Ruhen und Arbeiten, Schlafen und Wachen. Kommen sie auf Dauer durcheinander, geht es uns nicht gut, werden wir krank. Auch unser soziales Leben wird von Rhythmen bestimmt. Sie geben ihm eine Struktur. Die Grundbewegung ist dabei: Zusammenkommen – Auseinandergehen. Immer wieder, in immer neuen Formen und Zusammenhängen.

Ich bin fest davon überzeugt, dass es für ein Leitungsgremium hilfreich sein kann, in seinen Rhythmus zu kommen. Und ich bin fest davon überzeugt, dass es für ein geistliches Leitungsgremium hilfreich sein kann, sich am Atemrhythmus zu orientieren. Lautet doch die deutsche Übersetzung des lateinischen Ursprungwortes für Geist – „Spiritus“ – auch Atem, Hauch, Seele. Ähnlich dem grch. „Pneuma“ und dem hebräischen „nāfāsch“. Geistlich leben und erst recht geistlich leiten heißt: sich am Atmen orientieren.

So ist der Rhythmus des Leitungsgremiums grundsätzlich vom sozialen Rhythmus, von Zusammenkommen und Auseinandergehen geprägt. Die Kirchenvorsteherinnen und Kirchenvorsteher kommen in regelmäßigen Abständen zu ihren Treffen zusammen und gehen dann wieder auseinander. Sie definieren für sich eine Tagungsfrequenz. Aber sich am Atmen orientieren bedeutet noch mehr. Zur sozialen Taktung kommt eine weitere Bewe-

gungsform hinzu: nach innen und nach außen. Dies hat verschiedene Konnotationen:

Nach innen: Wir blicken auf unsere Mitte, wir beginnen unsere Sitzungen mit Bibelwort und Gebet. Wir nehmen uns Zeit für uns selbst. Wir tauschen uns aus über die Erlebnisse und Wahrnehmungen der Mitglieder im Blick auf das Gemeindeleben. Wir nehmen uns in regelmäßigen Abständen Auszeiten, wir gehen in Klausur. Wir blicken zurück und nach vorne. Wir bilanzieren. Wir verabreden Ziele. Wir setzen bewusst Schwerpunkte. Wir haben unsere zeitlichen, materiellen und personellen Ressourcen im Blick.

Nach außen: wir analysieren das Umfeld. Wir beschäftigen uns intensiv mit den Herausforderungen, die an uns herangetragen werden. In der Regel beansprucht dies die Hauptaufmerksamkeit. Aber hierzu gehören auch Aktionen, Projekte und Kampagnen, die der Kirchenvorstand in einer Klausur geplant hat und durchführt. Hierher gehören die Repräsentationen und Stellungnahmen des Kirchenvorstandes in die Öffentlichkeit. Sein Engagement im Ort.

Und vergessen wir bei beidem nicht die Atempausen, die kurze nach dem Einatmen, die lange nach dem Ausatmen. Engagement nach innen wie nach außen braucht Ruhezeiten. Sonst wird es atemlos.

Die Geschichte vom Sägenscharfen gehört hierher: Da waren die drei Waldarbeiter. Sie sollten in kürzester Zeit Bäume fällen, um dann dafür Ihren Lohn zu erhalten. Alle drei schlugen und hackten nur so was das Zeug hielt. Aber nach dem jeder fünf Bäume gefällt hatte, wurden die Äxte stumpf und stumpfer. Da kam ein alter Scherenschleifer des Weges und sprach den ersten Waldarbeiter an. „Deine Axt ist ja stumpf, du kannst damit nicht richtig arbeiten, soll ich die Axt mal schärfen?“ „Das ist mir zu teuer, ich kann das besser alleine, ohne deine Hilfe, du siehst doch ich muss hier die Bäume fällen.“ Der alte Mann ging weiter und kam zum zweiten Baumfäller. Auch hier sagte er seinen Spruch. „Deine Axt ist ja stumpf, du kannst damit nicht richtig arbeiten, soll ich die Axt mal schärfen?“ „Dafür habe ich keine Zeit Du siehst doch, ich muss hier schnellstens die Bäume fällen, erwiderte dieser. Als der Scherenschleifer nun zum dritten Waldarbeiter kam, war dieser schon schweißgebadet. Erneut meldete sich der Alte mit dem Satz. „Deine Axt ist ja stumpf, du kannst damit nicht richtig arbeiten, soll ich die Axt mal schärfen?“ „Das ist eine sehr gute Idee“, sagte der dritte, und nach dem Schärfen der Axt durch den Scherenschleifer dankte er für dessen Hilfe und schlug nun oh-

ne große Mühe, doppelt so schnell als seine beiden Mitstreiter die restlichen Bäume. Die beiden anderen Waldarbeiter aber mühten sich immer mehr, um ihr Ziel zu erreichen.

2. Der Blick in die Bibel: Sammeln und Senden als Grundbewegung Jesu mit seinen Jüngern

Jesus sammelt und sendet seine Jünger. So schreiben es Markus (Kap. 6, 7-13), Matthäus (Kap. 10,5ff) und Lukas (Kap. 10,1ff) in ihren Evangelien. Die Jünger sind bei Jesus. Sie hören seine Worte, seinen ausführlichen Auftrag – unterschiedlich je nach Evangelist – und seine Aussendung. Sie gehen zu zweit in die Dörfer und Städte. Und sie kehren anschließend wieder zu ihm zurück, um zu erzählen. Am bekanntesten ist die Aussendung der Jünger durch Jesus am Ende des Matthäusevangeliums im Tauf- und Missionsbefehl: Jesus nimmt seine Jünger in Klausur, er versammelt sie auf einem Berg in Galiläa. Von wo aus sie einen weiten Blick ins Land haben und dem Himmel näher sind. Er beauftragt sie und sendet sie in die Welt und versichert sie seiner Gegenwart (Matthäus 28,16-20).

Zusammenkommen, Beieinandersein und nach außen gehen zieht sich wie eine Grundbewegung durch viele Bibelgeschichten von Jesus und seinen Jüngern. Immer wieder entdecke ich diesen Rhythmus. Ja, ich spüre ihn auch bei Jesus selbst auf: Er zieht sich zur Einker, zum Gebet zurück (z.B. Matthäus 14,23), bevor er wieder nach außen geht: sammeln und senden.

Eine andere Grundstruktur erkenne ich beim Blick in die Bibel. Der Neutestamentler Gerd Theißen und andere haben sie herausgearbeitet: die frühen Gemeinden waren organisiert wie ein Netz. Es gab Knotenpunkte und Verbindungsfäden. Es gab Hausgemeinden vor Ort und Wandermissionare, wie den Apostel Paulus, die den Kontakt hielten und neue Gemeinden gründeten, neue Kontakte knüpften. Diese Doppelstruktur ist in unserem Land kaum noch vorhanden. „Wandermissionare“ wie die Zeltevangelisationen in meiner Kindheit und Jugend gibt es kaum noch. Die Ortsgemeinden haben im volkskirchlichen Kontext beide Aufgaben übernommen: Menschen zur Gemeinde zu sammeln einerseits und sich in die säkulare Umgebung hinaus zu engagieren andererseits. Beides im Gemeindeleben zu berücksichtigen und in eine Austauschbewegung zu bringen ist für das Gemeindeleben von elementarer Bedeutung. Sammeln und Senden wird zur gestalterischen Herausforderung und zur aktiven Tätigkeit des Leitungsgremiums in der Gemeinde. Fehlt

eine Seite – meistens ist es die Seite der Sendung – ist das Gemeindeleben unvollständig. Was aber ist in unseren Tagen der Auftrag der Gemeinde Jesu Christi für die Welt? Wie lautet ihre Sendung?

3. Ein Blick in die Systemtheorie: Innen und Außen

In meiner Ausbildung zum Gemeindeberater bin ich der Systemtheorie begegnet. Sie bietet ein hilfreiches Instrumentarium zur Beschreibung von Organisationsformen und zur Entwicklung von Interventionsmöglichkeiten.

Innen und Außen gehören zur Grundbefindlichkeit aller Systeme. „Umwelt und System zusammengekommen, ist immer die Welt“ schreibt Niklas Luhmann (in: Zweckbegriff und Systemrationalität, Frankfurt 1973, S. 176.) Und Helmut Wilke, sein Bielefelder Kollege, führt aus: „Systeme stabilisieren mithin eine Differenz zwischen sich und der Umwelt, zwischen Innen und Außen; sie bilden ein sinnhaftes symbolisch vermitteltes Regulativ zwischen anfallender und jeweils verarbeitbarer Komplexität... Systeme haben überhaupt nur ihren Sinn durch Abgrenzung von einer nicht-dazugehörigen Umwelt. Der Systembegriff... meint nicht mehr nur ein Netz von Beziehungen, die Teile zu einem Ganzen zusammenordnen; sondern er zielt auf eine sinnhaft strukturierte Transformation von Komplexitäten, auf die Auseinandersetzung des Systems mit seiner Umwelt“ (in: H. Wilke, Systemtheorie 1, Stuttgart 1996, S.6f).

Beschreibt man eine Kirchengemeinde als ein System, als ein Strukturgebilde von Elementen, zwischen denen Beziehungen bestehen, so liegt – systemtheoretisch betrachtet – ihre Aufgabe darin, nach innen ihre Strukturen zu beschreiben, zu ordnen und zu gestalten. Zwischen innen und außen, im Verhältnis zu ihrer Umwelt, führt sie Transformationen durch – Bewegungen, Aktionen und Aneignungen. Sie übersetzt unbestimmbare Komplexität in bestimmbare und reduziert sie für ihren Bedarf. Dies geschieht in der Regel über unterschiedliche sprachliche und nichtsprachliche Kommunikationsformen. Kommunikation ist das Medium zur Informationsvermittlung. Das Gefälle von außen und innen, die Beziehung zu ihrer Umwelt, erzeugt die notwendige Dynamik und prägt das Leben einer Kirchengemeinde. Dabei möchte ich zwischen der „natürlichen, weltlichen“ und der gottbezogenen Umwelt unterscheiden. Ich finde keinen passenderen und prägnanteren Ausdruck dafür, mit diesen beiden unterschiedlichen Umwelten angemessen umzugehen, als es die

alte regula benedicti formuliert: „Ora et labora“ – bete und arbeite.

Viel liebe sich dazu sagen. Mir kommt es an dieser Stelle lediglich darauf an, aus systemtheoretischer Sicht auf die Basisopposition und das dynamische Spannungsgefüge von innen und außen hinzuweisen und dafür zu sensibilisieren.

4. Impulse aus der Organisationsentwicklung

Wenn der Wind des Wandels weht, ist eine Organisation klug beraten, gut für sich zu sorgen und ausreichend Kommunikationsräume zu schaffen. Denn nur so kann sie den Austausch von innen und außen bewältigen und sich mit den immer neuen Bedingungen auseinandersetzen. Kommunizierend bewegt sich eine Organisation weiter, ja bleibt sie eigentlich erst am Leben.

Die Begleitung und Beratung von Leitungsgremien in Kindertagesstätten und Kirchengemeinden gehört zum alltäglichen Geschäft der Organisationsentwicklung. Auch hier kann die Dynamik von innen und außen, von Sammeln und Senden hilfreich sein. Gilt es doch immer wieder die Blickrichtung zu verändern und neue Aus- und Einsichten zu generieren. Dabei unterstützt ein Beraterteam – von außen kommend.

Am Anfang jeder Beratung steht der Beratungsvertrag. In einem konzentrierten Gespräch mit einer repräsentativen Delegation des Klientensystems werden das Beratungsthema, das Beratungsziel, die Erwartung an die Leistung der BeraterInnen sowie die Rahmenbedingungen der Beratung formuliert und fixiert. Der Beratungsvertrag ist so etwas wie eine Landkarte für den Weg durch die anschließende Beratung. Hier geschehen wichtige Weichenstellungen. Für die BeraterInnen ist es hilfreich, die Erkenntnisse des Johari-Fensters zu berücksichtigen: Es gibt Dinge, die sind im Blick auf das Klientensystem allgemein erkennbar, andere sind nur dem Klientensystem zugänglich. Daneben gibt es blinde Flecke, die das System aus der Innenperspektive gar nicht wahrnimmt, aber „von außen“ erkannt werden können und solche, die im Unbewussten liegen und nur mühsam zu heben sind. Ein Feedback der „blinden Flecke“ kann sehr hilfreich sein.

Oftmals findet eine Beratung im Rahmen einer Klausurtagung statt. Diese hat per se schon den Charakter von „Sammlung“. Hineingeführt aus dem alltäglichen Leitungshandeln, bietet eine Klausur eine Zeit der Besinnung: im Hören auf ein geeignetes Bibelwort, in einer gemeinsamen gestalteten Feier von

Andacht oder Gottesdienst. In der Meditation persönlicher Qualitäten und einem vorsichtigen Austausch über eigene Wurzeln und Motive. Im informellen Beisammensein der Mitglieder. Im gründlichen Blick auf eigene Ressourcen. Im Gespräch mit haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. In der Bilanzierung bisherigen Leitungshandelns und den daraus sich ergebenden Schlussfolgerungen. In der Auswertung von Leitbildern und Handlungsmaximen: Helfen sie noch, unser Leitungshandeln zu präzisieren und unseren Auftrag zu formulieren? Gegebenenfalls im distanzierteren Blick auf Problematisches oder gar Konflikte. In der Überprüfung eingespielter Rollen.

Aber natürlich gehört zu jeder Klausur auch der Blick nach außen, in die Umwelt, auf die Sendung der Gemeinde, die Analyse des Umfeldes: Wie sind Kirchengemeinde, Dekanat und Landeskirche zueinander aufgestellt? Welche Unterstützungsangebote gibt es? Wie verändern sich Zusammensetzung und Milieus der Mitglieder? Was sind die Herausforderungen? Welche Projekte stehen an? Was ist wichtig? Was ist dringlich? Wie lassen sich die eigenen Ressourcen am besten einsetzen? Wer übernimmt welche Repräsentanz, welches Ressort? Welche biblischen Leitsätze motivieren und orientieren aktuell? Was kann die „Gesellschaft“ von der Kirchengemeinde erwarten? Wie kann sich die Kirchengemeinde am besten einbringen? Wie wird sie in ihrem Umfeld sichtbar? Wie kann sie im Dekanat und in der Nachbarschaft kooperieren? Was ist ihr Profil? Wie kann sie wachsen?

Die BeraterInnen können dem Klientensystem helfen, jeweils die Blickrichtung zu wechseln zwischen außen und innen. Orientiert an den Verabredungen des Beratungsvertrags initiieren und entwickeln sie mit bewährten Methoden eine Bewegung in die gewünschte Richtung. Zu zweit unterwegs besprechen sie dabei immer wieder den Beratungsprozess und planen die nächsten Schritte. Auch zwischen Berater und Klienten gibt es ein Innen und Außen und eine Dynamik, die für ein Fortschreiten förderlich ist.

5. Zu guter Letzt: Mach mal Pause...

Sammeln und Senden – verursacht durch die Dynamik von außen und innen – gehört zu den Grundbewegungen geistlichen Leitens. Dafür zu sensibilisieren war meine Absicht. Mein Blick richtete sich in erster Linie auf den Prozess und auf die „Selbstpflege“ des Leitungsgremiums, auf Bedingungen, durch die es seinen von der Kirchenordnung formulierten Auftrag erfüllen kann: die Gemeinde

immer wieder zu sammeln und zu senden im Sinne des sozialen Austauschs. Und im Sinne gottesdienstlichen Handelns: Sammeln unter Gottes Wort und Senden mit seinem Segen.

Bleibt mir am Schluss meiner Prozessbeschreibungen noch das Plädoyer für die Pause bei und zwischen allem Sammeln und Senden. So wie ich es oben bereits andeutete: Im Atemrhythmus gibt es dergleichen zwei. Wie könnte da ein sechsjähriges Leitungshandeln ohne Pausen stattfinden? „Was keine Pause kennt, ist nicht dauerhaft“ schreibt Ovid. „Auch die Pause gehört zur Musik.“ (Stefan Zweig) „Wir müssen von Zeit zu Zeit eine Rast einlegen und warten, bis unsere Seelen uns wieder eingeholt haben.“ (indische Weisheit) „Pausen sind das Ass im Spiel des Lebens.“

Ich ermutige alle Leitenden sich immer wieder mal eine Pause zu gönnen, damit sie bis zum Ende durchhalten – wie beim Atem: mal eine kleinere, mal eine größere. Als Pause verstehe ich nicht alleine das passive Ausruhen. Sondern auch das Feiern von Erfolgen, von gelungenen Aktionen. Sich Zeit zu nehmen und Gelegenheiten zu verschaffen, den Erfolg zu betrachten und ihn zu genießen. Sich miteinander am Erfolg und an der gemeinsamen guten Arbeit zu erfreuen. Ein Fest als Belohnung und zur Motivation. Um Kraft zu schöpfen und soziale Energie. Darin kann man sich beim Schöpfer selbst ein Vorbild nehmen. Denn am Ende der Schöpfung, nach deren Vollendung, der sehr guten und gelungenen Vollendung, ruhte er. Und dabei schuf er den Sabbat, den Ruhetag.

Wenn schon Gott nach seinen sehr guten Werken ruhte, weswegen sollte ein Leitungsgremium, das in seinem Geiste wirkt, ruhelos unterwegs sein? Wenn schon der Schöpfer in jeden unserer Atemzüge zwei Pausen eingebaut hat, dann kann es nur gut tun, auch im geistlichen Leiten auf Pausen zu achten. Und sich die große Pause ganz am Ende als Horizont zu bewahren: „Und Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, weil er an ihm ruhte von allen seinen Werken, die Gott geschaffen und gemacht hatte.“ (1. Mose 2,3)

*Joachim Meyer
Dekan und Gemeindeberater
im IPOS der EKHN
Am Darmstädter Schloß 2
64823 Groß-Umstadt*

Der Pfarrer und Dichter Arno Pötzsch (1900–1956)

Michael Heymel

Vor 60 Jahren, am 19. April 1956, starb in Cuxhaven Arno Pötzsch, Pfarrer an der St. Petri Kirche, der früheren Garnisonskirche, im Alter von gerade 55 Jahren. Durch seine Gedichte und Lieder ist er seit den 1930er Jahren bekannt geworden. Im Stammteil des Evangelischen Gesangbuchs (EG) sind drei Lieder von ihm zu finden, in den landeskirchlichen Anhängen verstreut kommen weitere acht hinzu.

Mehr Liedtexte von Pötzsch enthalten dagegen freikirchliche Gesangbücher wie die der Herrnhuter Brüdergemeine (14), der Methodistischen (13) und der Neuapostolischen Kirche (6). Darauf machte Martin Bartsch (Bielefeld) im Berneuchener Haus Kloster Kirchberg bei einem Symposium aufmerksam, mit dem die evangelische Michaelsbruderschaft Ende Januar an Pötzsch als Glaubenszeugen

fiel du deine Wege“ (EG 361) lesen. Unter der Rubrik „Geborgen in Gottes Liebe“ steht es im EG unter der Nummer 408, im Gesangbuch der methodistischen Kirche und der Mennoniten auch vierstimmig. Melodie und Satz stammen von Christian Lahusen (1948).

Herbert Naglatzki (Hannover) beschrieb zunächst den Lebensweg von Pötzsch, der am 23. November 1900 im sächsischen Leipzig geboren wurde und dort in einfachen Verhältnissen aufwuchs. Sein Familienname ist mit gedehntem „ö“ auszusprechen. Sowohl eine Ausbildung am Lehrerseminar in Bautzen wie an der Kunstschule Leipzig, wo er wegen seines Zeichentalents aufgenommen wurde, mussten vorzeitig abgebrochen werden. Nach kurzer Zeit als Kriegsfreiwilliger bei der Marine meldete Pötzsch sich beim Religionslehrerseminar in Leipzig an. Seelische Depressionen

1. *Meinem Gott gehört die Welt,
meinem Gott das Himmelszelt,
ihm gehört der Raum, die Zeit,
sein ist auch die Ewigkeit.*

2. *Und sein eigen bin auch ich.
Gottes Hände halten mich
gleich dem Sternlein in der Bahn;
keins fällt je aus Gottes Plan.*

3. *Wo ich bin, hält Gott die Wacht,
führt und schirmt mich Tag und Nacht;
über Bitten und Verstehn
muss sein Wille mir geschehn.*

4. *Täglich gibt er mir das Brot,
täglich hilft er in der Not,
täglich schenkt er seine Huld
und vergibt mir meine Schuld.*

5. *Lieber Gott, du bist so groß,
und ich lieg in deinem Schoß
wie im Mutterschoß ein Kind;
Liebe deckt und birgt mich lind.*

6. *Leb ich, Gott, bist du bei mir,
sterb ich, bleib ich auch bei dir,
und im Leben und im Tod
bin ich dein, du lieber Gott!*

und geistlichen Dichter erinnerte. Der Titel der Veranstaltung, „Meinem Gott gehört die Welt“, war einem seiner bekanntesten Lieder entliehen. Was sich für hymnologische Tagungen von selbst verstehen müsste, wurde hier gleich zu Beginn in erfreulich reichem Maß praktiziert: die Annäherung an den Lieddichter über das Singen seiner Lieder. Erst danach folgten Vorträge, die sein Leben und Wirken beleuchteten.

Das titelgebende geistliche Kinderlied (s. Kasten) schrieb Pötzsch im Jahre 1934. Man kann es als Hinführung zu Paul Gerhards „Be-

nötigten ihn, auch diese Ausbildung abzubrechen. Durch Vermittlung eines Herrnhuters kam er zur Herrnhuter Brüdergemeine und fand hier seine geistliche Heimat. Er erhielt die Möglichkeit, in Bautzen als Erzieher zu arbeiten und sich in Herrnhut für kirchliche Gemeindegliederung ausbilden zu lassen. Pötzsch heiratete Helene Bosse aus Danzig, das Ehepaar bekam vier Töchter.

Als Fürsorger in Zittau und Leipzig sowie als Gerichtshelfer kam er mit straffällig gewordenen und gefangenen Menschen in Berührung. Bedrängende soziale Fragen und

die Suche nach Lebenssinn führten ihn zu Kirche und Christentum. 1930 entschloss sich Pötzsch, Pfarrer zu werden. Bis 1935 studierte er Theologie in Leipzig; ein Stipendium und die Arbeit seiner Frau ermöglichten den Lebensunterhalt. In dieser Zeit kam er in engere Verbindung zu dem praktischen Theologen Alfred Dedo Müller und schrieb die ersten, aus der Not der Zeit geborenen Kirchenlieder.

Seit 1933 sah Pötzsch sich im Glauben durch die Nazis herausgefordert. In einem Referat über die weltanschaulichen Grundlagen der Wohlfahrtspflege betonte er, Jesu Dienst beruhe nicht auf einer Sympathieauslese. Grundlage der Wohlfahrtspflege sei die Barmherzigkeit. In Armen und Kranken sah Pötzsch den „Schatz der Kirche“. Er fühlte sich der Bekennernden Kirche (BK) verbunden und fand 1935, wahrscheinlich über Alfred Dedo Müller, den Weg zur Michaelsbruderschaft. Seine erste Pfarrstelle erhielt er im sächsischen Dorf Wiederau, 1936 wurde er ordiniert. Die Not der Kirche angesichts der Bedrohung durch die NS-Herrschaft spiegelt sich in Liedversen aus dem Jahr 1937: „Die Kirche ist ein armer Hauf, / zerteilt und feindumfungen. / Gehemmt ist deines Wortes Lauf, / die Wahrheit schier vergangen. / Die Welt in starrem Eigensinn, / Herr Gott, will dich nicht hören. / Ein falscher Glanz scheint ihr Gewinn, / viel Volks lässt sich betören“ (Gesangbuch der Brüdergemeinde 575). Eine Denunziation wegen angeblich staatsfeindlicher Äußerungen führte zum Konflikt mit dem Ortsgruppenleiter. Die von den „Deutschen Christen“ dominierte Sächsische Landeskirche wollte Pötzsch daraufhin nie wieder anstellen. So kehrte er als Pfarrer zur Marine zurück.

1938 wurde er an die Garnisonskirche in Cuxhaven berufen – sein Vorgesetzter nahm nur Leute der BK! –, wo er auch für die Seelsorge an Soldaten auf Helgoland zuständig war. Als Cuxhaven im Zweiten Weltkrieg zur

Festung erklärt wurde, evakuierte man die Familie nach Goslar. Pötzsch wurde als Wehrmachtsbeamter in die besetzten Niederlande berufen. Dort und in Belgien betreute er unter harten Bedingungen die Soldaten und nahm sich der Entrechteten an. Viele seiner Verse entstanden im Krieg als Trostworte für die Angehörigen von Hingerichteten und Gefallenen. Herrnhuter in Den Haag ermöglichten den Druck der Liederhefte „Singende Kirche“ (1941/42). Der Freund Kurt Reuber, auch ein Michaelsbruder, war als Arzt in Stalingrad und zeichnete das Trostbild der Stalingrad-Madonna. Er starb 1944 im russischen Gefangenenlager Jelabuga. Pötzsch widmete Reubers Bildern vier Sonette, die in den Niederlanden gedruckt wurden; im Februar 1946 hielt er für seinen Freund die Trauerfeier.

1948 kehrte er als Gemeindepfarrer an die vertraute Kirche in Cuxhaven zurück. In seinen letzten Lebensjahren veröffentlichte er einige kleine Bände mit Gedichten und Liedern, darunter auch „Der Tag hat sich geneiget. Vom getrosteten Alter“ (1955). Darin hat Pötzsch Texte verschiedener Dichter zusammengestellt, u.a. Martin Luther, Paul Gerhardt, Paul Fleming, Matthias Claudius, Sören Kierkegaard und Jochen Klepper. Daneben stehen auch eigene Gedichte und Betrachtungen. Viele Menschen fühlten sich von seiner Dichtung angesprochen (s. Kasten)

Pötzsch nahm teil an Evangelischen Kirchentagen und setzte sich für Ehrenfriedhöfe für Gefallene ein. Sein liebstes Fest war Ostern. Verse aus seinen Liedern bezeugen die starke österliche Hoffnung, in der er lebte: „Der Tod ist tot! Das Leben lebt! / Du Welt, dir soll vor nichts mehr grauen. / Und ob dein Herz erschrickt und bebt, / Du sollst den Herrn des Lebens schauen.“ – „Der Tod bezwingt das Leben nicht. / Gott ist, der allen Tod zerbricht.“ – „Wer's glauben mag, der glaub den Tod, / ich will das Leben glauben.“

„Zum Lieben sind wir lebenslang gerufen, niemals aber so wie im Alter, da die Liebe hier alles bedeutet. Die Liebe ist die Krone des Alters, seine letzte Weisheit, seine tiefste Kraft. ...

„Wenn es nicht das ganze Leben schon war, so ist doch das Altersleben ein Leben sub specie mortis, unter dem Schatten oder auch im Lichte des Todes; es gibt nun keinen Gedanken mehr, in dem nicht das Wissen um die Nähe des Todes, wenn auch noch so verborgen und verschwiegen, mitschwänge. Und es ist notwendig und gut und gehört zur Würde des Alters, daß es so ist“ (S.25).

Aus: „Der Tag hat sich geneiget“ (Wuppertal-Barmen ¹⁹1974)

Dr. Frank Lilie (Fritzlar) zeigte in seinem Vortrag, wie stark die Zeit Arno Pötzschs von der Katastrophe des Ersten Weltkriegs bestimmt war. Nach ihr wurde anders gedacht, geglaubt und gestaltet. Es war die Zeit der lauten Gruppen und großen Gesten, der Ideologien und ihrer radikalen Bekämpfung.

Repräsentativ für ihre Untergangsstimmung ist die 1919 erschienene Lyriksammlung „Menschheitsdämmerung“ von Kurt Pinthus, an der sich der Anspruch zeitgenössischer Dichtung ablesen lässt: Erschütterung, Leidenschaft, Sehnsucht, Qual und Glück. Geistige Strömungen, die Totalausdruck der Zeit sein wollen, sind Expressionismus (Rilke, Benn, George), Dadaismus (Schwitters) und Neue Sachlichkeit (Brecht, Tucholsky, Mühsam).

Welchen Eindruck, fragte der Referent, müssen die Kirchen und ihre Verkündigung auf solche Autoren gemacht haben? Einerseits entzogen sich Glaubenszeugnisse einer nur ästhetischen Beurteilung, andererseits könne geistliche Dichtung auch das sein, was mich anrege, über mein geistliches Leben nachzudenken. Pötzsch ist konservativ, seine Dichtung misst sich am Gemeindechoral. In seinen Liedern finden sich, ähnlich wie bei Rudolf Alexander Schröder und Jochen Klepper, altertümelige Wendungen. Expressionistische Sprache hat ins Kirchenlied jener Zeit keinen Eingang gefunden, die Rückbindung an die Tradition war so stark, dass eine neue Sprache und neue poetische Formen kaum gewagt wurden.

Dasselbe gilt, wie Martin Bartsch ergänzte, auch für die Musik, die in der Weimarer Zeit für die Kirche komponiert wurde. Auch hier orientierte man sich an Mustern der Vergangenheit und bediente sich alter Formen für eine behutsam modernisierte Tonsprache. Das lasse sich an sonst so unterschiedlichen Komponisten wie Hugo Distler, Ernst Pepping und Johannes Petzold verdeutlichen. Die so genannte kirchenmusikalische Erneuerung der 1930er Jahre habe eben keine neue Musik gebracht. Avancierte zeitgenössische Musik etwa von Messiaen und Penderecki – weitere Namen könnten hinzugefügt werden – erklingt bis heute kaum in den Kirchen. Anzumerken wäre dazu, dass dieses Phänomen sowohl in Kirchenkonzerten wie im Gottesdienst zu beobachten ist, wo die Musik freilich unterschiedlichen Anforderungen genügen muss. Gedichte von Arno Pötzsch regten

schon zu dessen Lebzeiten rund 20 Komponisten zu Vertonungen an. Zu ihnen gehörten u.a. Christian Lahusen und Johannes Petzold.

Von dem 7-strophigen Lobpreis „Dich loben deine Werke“ beispielsweise enthält das Gesangbuch der Neuapostolischen Kirche (NGB 280) 5 Strophen mit der aus EG 357 bekannten Melodie und dem Satz von Heinrich Schütz. Der Text hat vielfältige biblische Bezüge (Ps 145,10, 1 Tim 6,16, Hebr 13,14 und Phil 3,20), spielt aber auch auf „Der Mond ist aufgegangen“ (EG 482,3-4) von Matthias Claudius an: „Dich loben deine Werke, / Du ewigreicher Gott! / Das All rühmt deine Stärke, / die ihm zu sein gebot. / Du warfst Dein Wort ins Leere, / riefst Welten aus dem Nichts, / schufst, Schöpfer, Dir zur Ehre / die Wunder Deines Lichts! [...] Was unsre Sinne fassen, / ist nur der engste Raum. / Worauf wir uns verlassen, / wie oft ist's Trug und Traum! / Es weisen Raum und Zeiten, / jed' irdisch Ding und Haus, / aus den begrenzten Weiten / weit über sich hinaus.“

„Arno Pötzsch war kein großer Dichter.“ Mit diesem provozierenden Satz begann Walter Scheller (Hermannsburg) seinen Vortrag, in dem er die Eigenart von Pötzschs Gedichten charakterisierte. Sie seien ganz traditionell, sowohl inhaltlich wie in Reim und Rhythmus. Aber Pötzsch hatte auch nicht den Anspruch, Dichter zu sein: „Nicht Künstler bin ich, nur ein Mensch vor Gott, der stammelnd kündet, was ihm Gott gegeben“. Er wollte etwas vom Licht Gottes widerspiegeln, nicht große Literatur produzieren. Auch seine theologischen Gedanken sind nicht originell. Sein Thema ist Gott, „der große Unbekannte“, ganz Andere (*totaliter aliter*), der „große Treue, lieber Vater“, in dessen Händen wir stehen. Wir können, so Pötzsch, dieses Leben mit Schuld, Leid, Ängsten und Tod nur bestehen, indem wir Gott und seinen Vaterhänden vertrauen. Die Stärke seiner Gedichte ist ihre Echtheit. Jedes Wort hat bei ihm Gewicht und Tiefe.

Was die Bedeutung seiner Gedichte ausmacht, ist die Tiefe der existentiellen Aussage, nicht formale Gekonntheit. Eines seiner bekanntesten Gedichte, „Du kannst nicht tiefer fallen als nur in Gottes Hand“ (EG 533) erschüttert, weil es erlittene und geglaubte Worte sind, Todeskandidaten und ihren Angehörigen seelsorglich zugesprochen. Pötzsch hat den Mut zu sagen: Auch durch Leiden segnet Gott – er, der Leid, Elend und Tod zur

Genüge erlebt hat. Sein biblisch gegründeter Optimismus ist grenzenlos. Darum kann er sagen: „Gottes sind auch die Nächte!“ Selbst in der Hölle ist Gott bei uns. „Der Tod ist tot! Das Leben lebt!“, heißt es in einem Ostergedicht. Pötzsch ist ein Mensch, der glaubt, der trotz allem daran festhält, dass es nichts gibt, was uns aus Gottes Hand reißen kann.

Der tröstende Grundton vieler Gedichte und Lieder von Pötzsch legt es nahe, mit ihnen in die Alten- und Krankenseelsorge zu gehen und Trauernden einzelne Verse vorzulesen; gerade an den letzten beiden Sonntagen des Kirchenjahres passen sie gut in Gottesdienste und Andachten.

Während des Studiums in Leipzig begegnete Pötzsch einem jungen Mann wieder, den er schon aus seiner Zeit als Erzieher in Kleinwelka bei Bautzen kannte. Der Musikstudent und spätere Emdener Kirchenmusikdirektor Wolfgang Pahlitzsch (1909-1998) wurde sein Freund. Er nannte Pötzschs Gedichte „poetische Theologie“ und vertonte einige von ihnen, so „Herr Gott, der Kirche dich erbarm“ (1932) und „Es ist ein Wort ergangen“ (1935), das im EG Baden (Nr. 586) und im Gesangbuch der Brüdergemeinde (Nr. 388) mit der Melodie von Pahlitzsch, im EG der Reformierten Kirche (Nr. 590) mit einer Melodie von Rolf Hallensleben abgedruckt ist.

1. *Es ist ein Wort ergangen,
das geht nun fort und fort,
das stillt der Welt Verlangen
wie sonst kein ander Wort.*
2. *Das Wort hat Gott gesprochen
hinein in diese Zeit.
Es ist hereingebrochen
im Wort die Ewigkeit.*
3. *Du Wort ob allen Worten,
du Wort aus Gottes Mund,
lauf, und an allen Orten
mach Gottes Namen kund!*
4. *Künd auf der ganzen Erde,
dass Gott ihr Herre sei,
dass sie auch Gottes werde
und andrer Herren frei.*

Arno Pötzsch war ein Seelsorger, der nach eigener Aussage „bis an die Grenzen der Kraft beansprucht“ wurde. Das Symposium regte nachhaltig dazu an, seine Lieder als Glaubenszeugnisse von tiefgründiger Einfachheit und Klarheit neu zu entdecken.

So könnte etwa der 60. Todestag des Dichters oder der Sonntag Kantate (24. April) als Anlass eines Gottesdienstes genommen werden, der sein Leben und seine Lieder vergegenwärtigt. Zum Eingang empfiehlt sich „Nun ist vorbei die finstre Nacht“ (EG Hessen 644). Auch ein Abend mit Lesung und Gesang bietet sich an, den das Lied „Bleib bei uns, wenn der Tag entweicht“ (Gesangbuch der Brüdergemeinde 860) im 4-stimmigen Satz von Bach abschließen könnte.

Dr. habil. Michael Heymel
Schulzengasse 9, 64291 Darmstadt

Literaturhinweise: Arno Pötzsch. *Sagt, dass die Liebe allen Jammer heilt. Geistliche Lieder und Gedichte. Mit einer Einführung in Leben und Werk*, hrsg. von Detlev Block, Stuttgart 2000; Sonja Matthes, *In Gottes Hand. Arno Pötzsch. Ein Lebensbild*, Hannover 2001; Marion Heide-Münnich (Hrsg.), Arno Pötzsch. *Im Licht der Ewigkeit. Geistliche Lieder und Gedichte*, Leinfelden-Echterdingen 2008. In der *Liederkunde zum EG, Göttingen 2000ff*, sind zwei Lieder vom Pötzsch erklärt: EG 408 (Heft 19, 80ff) und EG 533 (Heft 9, 92ff), bei Karl Christian Thust, *Die Lieder des Evangelischen Gesangbuchs. Band 1: Kirchenjahr und Gottesdienst (EG 1-269). Kommentar zu Entstehung, Text und Musik*, Kassel 2012, auch Pötzschs *Abendmahlslied EG 224. Michael Heymel / Felizitas Muntanjohl: Gottesdienst mit Liedpredigt zum Gedenken an den Pfarrer und Lieddichter Arno Pötzsch (1900-1956)* (erscheint in: *Homiletische Monatshefte*, Mai 2016).

Tagung der Evangelischen Akademie Hofgeismar

Karl Waldeck

Ist Askese vor allem ein historisches Phänomen oder besitzt der bewusste Verzicht als christlicher Lebensstil auch heute Aktualität? Dieser Frage gingen die Teilnehmer einer Tagung der Evangelischen Akademie Hofgeismar vom 15. bis zum 17. Januar 2016 nach.

Dem Christentum ist die Askese von seinem Wesen her eingeschrieben – bereits in neutestamentlicher Perspektive: Der Apostel Paulus empfiehlt die Enthaltbarkeit, um das Ziel des Lebensweges zu erreichen (1. Korinther 9). Vermittelt durch das antike Mönchtum prägte die Askese über Jahrhunderte das Antlitz des westlichen wie des östlichen Christentums. Protestantisch transformiert hat eine „innerweltliche Askese“ (Max Weber) ihre Spuren in die Moderne eingeschrieben.

Den Wurzeln der Askese bei den ägyptischen Wüsten-Vätern und -Müttern ging Eva Schulz-Flügel (Augsburg) in ihrem Beitrag nach. Radikale Formen der Askese skizzierte Karl Pinggéra (Marburg) in seinem Beitrag über Simon den Säulensteher (Stilites). Bei aller Fremdheit fand dieses Beispiel im 20. Jahrhundert eine mehrfache künstlerische Rezeption: durch Hugo Ball (Literatur), Ernst Krenek (Musik) und Luis Buñuel (Film). Das Interesse entzündete sich an der Zivilisationskritik und an der Faszination für die Persönlichkeit des Asketen. Georgios Vlantis (München) stellte Formen der Askese in der Orthodoxie vor.

Er betonte neben den (westlichen) Vorstellungen der Askese auch deren liturgisches und ästhetisches Moment (etwa Ikonen) sowie das spirituelle Zentrum orthodoxer Asketik im Herzensgebet. Vlantis plädierte zugleich dafür, eine Brücke zwischen der Spiritualität und Askese der Gemeinde und der monastischen Askese zu schlagen. Die Perspektive mittelalterlichen Denkens zur mönchischen Askese und die reformatorische Abkehr hiervon skizzierte Johannes Schilling (Kiel) unter der Überschrift „Vom Kloster in die Welt“.

Martin Luthers Auseinandersetzung mit dem Mönchtum“. Max Webers umstrittene These der „innerweltlichen Askese“ als Erbe eines reformierten Christentums erläuterte

Dirk Kaesler (Potsdam). Selbst in Zeiten der Globalisierung sei der Erfolg protestantisch geprägter Volkswirtschaften signifikant, auch wenn ihr religiöser Bezugsrahmen verschwunden sein sollte. Bemerkenswert ist, dass ein eingehender, an den Quellen orientierter Dialog zwischen der Weber-Forschung (Soziologie) und der Theologie über „Die protestantische Ethik und den ‚Geist‘ des Kapitalismus“ noch aussteht.

Ihres religiösen Ursprungs entkleidet, ja ausdrücklich antireligiös wird aktuell der Gedanke an Askese im „Üben“ als Lebenshaltung wiederbelebt, so in Peter Sloterdijks „Du musst dein Leben ändern“ (2009). Der Titel ist dem Gedicht „Archaischer Torso Apollos“ Rilkes aus dem Jahre 1908 entlehnt. In gewisser Weise korrespondiert dies mit dem Gedanke an „Selbstsorge“ bei Michel Foucault. Die Kasseler Philosophin Nicole Thiemer skizzierte anhand mehrerer Beispiele die problematische zeitgenössische Selbstoptimierung des Körpers, wobei die elementare Zuordnung von Leib und Körper zunehmend gestört ist: „In den letzten 200 Jahren ist der Körper als Gegenstand, als sicht- und greifbares Objekt, als ein Instrument, mit dem wir umgehen und das wir auch manipulieren könnten, offenbar gegenüber dem subjektiv gelebten Leib in den Vordergrund getreten.“ (Thomas Fuchs)

Wie steht es um die Askese im Protestantismus heute? Nicht zuletzt um den fatalen Folgen des zeitgenössischen Wirtschaftens und Konsumierens (Nord-Süd-Gefälle, Armut, ökologische Krise) entgegenzusteuern, wird auch im kirchlichen Bereich seit geraumer Zeit der Appell nach Verzicht laut – als Neuformulierung der Askese. Der ethisch begründete Appell „Weniger ist mehr“ findet sowohl publizistisch seinen Niederschlag wie auch in Aktionen wie „Sieben Wochen Ohne“ oder in den jüngsten Kampagnen von „Brot für die Welt“ („Darf’s noch ein bisschen mehr sein? – „Verschwenden beenden“).

Damit hat sich die Deutung asketischen Lebens grundlegend gewandelt. Standen der Gedanke an Enthaltbarkeit in der frühen

Christenheit für ein „engelgleiches Leben“, rechneten die Asketen mit himmlischer Belohnung nach dem Tod, so hat Askese heute eine höchst diesseitige Perspektive: Sie zielt – gesellschaftlich – auf Gerechtigkeit; für den Einzelnen bedeutet (temporäre) Askese eine Steigerung von Wachheit und Sensibilität

zur Selbst- und Fremdwahrnehmung. Doch auch so bleibt der Gedanke an die Askese dem Christentum eingeschrieben.

Karl Waldeck

*Leiter der Evangelischen Akademie Hofgeismar
Gesundbrunnen 11, 34362 Hofgeismar*

THEOLOGISCHE ZOOLOGIE

Die vergessene Schöpfungsgeschichte

Claus Peter Müller von der Grün

Ein katholischer Priester widmet sich der theologischen Zoologie und verlangt ein Umdenken. Jetzt erläutert er seine Ideen in der Evangelischen Akademie Hofgeismar.

Der Text erschien zuerst in der FAZ am 4. Februar 2016. © Alle Rechte vorbehalten. Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv.

„Mensch und Tier – ein Verhältnis“. Wenn Rainer Hagencord vom Institut für Theologische Zoologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Münster dieses Thema im April an der Evangelischen Akademie Hofgeismar behandelt, versieht er den Titel allenfalls aus didaktischen Gründen mit einem Fragezeichen, um Interesse und Neugier zu wecken. Nach seiner Überzeugung aber kann der katholische Geistliche und Hochschullehrer gar nicht anders, als ein Ausrufezeichen zu setzen.

Nach seiner Weihe zum Priester 1987 in Münster und den prüfenden Fragen, denen sich ein junger Mann mit uns nach dieser Entscheidung unterzieht, entschied er sich zu einem weiteren Studium sowohl der Biologie als auch der Philosophie, für das er von seinem Bischof freigestellt wurde. Damit fand er den Weg zur Theologischen Zoologie. Denn die Erkenntnisse der Verhaltens- und Entwicklungsbiologie zeigten Hagencord, dass zwischen Mensch und Tier kein weiter Graben liegt, und als Philosoph verweist er auf die Nähe der Begriffe von der Seele (Anima) und vom Tier (Animal).

Wenn Hagencord vom „Zoon“ spricht, denkt er nicht an das Tier allein, sondern an das Lebendige schlechthin, und die Bibel hat, darauf weist Hagencord hin, mit „Genesis“ und „Exodus“, der Schöpfung und dem Auszug als Erlösung, zwei große Themen

und Botschaften, von denen eine, die Schöpfungsgeschichte, vor allem verkürzt als – vermeintlicher – Befehl, sich die Erde untertan zu machen, missverstanden werde. Das Schöpfungsparadigma, sagt Hagencord, sei immer mehr „in den Hintergrund“ geraten, und dazu noch zu sehr auf den Menschen bezogen, zu anthropozentrisch. Hagencord macht dafür die Aufklärung mitverantwortlich, als sich der Mensch unbegrenzt erkenntnisreich wähnte und ein Denker wie Descartes die Tiere und Maschinen in einem Satz nannte, während Kant zwischen Personen und Sachen unterschied und die Tiere zu den Letzteren zählte.

Aber auch systemtheoretisch spricht nach Hagencords Analyse aus Sicht der heutigen Amtskirche vieles für die „machtpolitisch“ begründete Konzentration auf die Sphäre der Erlösung. Denn der Weg zur Erlösung führe über die Sakramente, und diese spende eine „hierarchisch-strukturierte und männlich-dominierte Kirche“. Wer aber die Schöpfungsgeschichte lese und glaube, dass sich Gott in allem zeige, was da lebe, der brauche eine „andere Theologie“, die beides, die Schöpfung und die Erlösung, als Ganzes in den Blick nehme.

Insofern kommt einem katholischen Geistlichen, Philosophen und Biologen ein Papst, der sich Franziskus zum Namen wählt, gerade zur rechten Zeit. In seiner Enzyklika „Laudato Si“ schreibt der Papst, er habe den Namen des heiligen Franziskus angenommen als „Leitbild“ und „Inspiration“, denn der Heilige, der sogar zu den Blumen predigte, sei „das Beispiel schlechthin für die Achtsamkeit gegenüber dem Schwachen und für eine froh und authentisch gelebte ganzheitliche Ökologie“. Die Einfachheit und Askese des Heiligen seien „ein Verzicht darauf, die Wirklichkeit in einen

bloßen Gebrauchsgegenstand und ein Objekt der Herrschaft zu verwandeln“.

Aus der Tatsache, dass Gott den Menschen nach seinem Abbild erschaffen habe und ihm den Auftrag gegeben habe, die Erde zu beherrschen, sei keine „absolute Herrschaft über die anderen Geschöpfe“ abzuleiten, sondern es sei die Einladung, den Garten der Welt in „verantwortlicher Wechselseitigkeit“ zwischen Mensch und Natur zu „bebauen“ und zu „hüten“. Auf diese Weise sei zu erkennen, „dass die Bibel keinen Anlass gibt für einen despotischen Anthropozentrismus, der sich nicht um die anderen Geschöpfe kümmert“.

„Voilà!“ wird sich HagenCORD beim Lesen solcher Zeilen gedacht haben und sieht sich bestärkt in seinem Angehen gegen die industrielle Tiernutzung. Er schreckt weder davor zurück, ein Umdenken in der Bewirtschaftung kirchlicher Ländereien und in den Kantinen kirchlicher Einrichtungen zu fordern, noch die – nach seiner Auffassung – zu große Nähe zwischen Bischof und Bauernverband im Münsterland zu beklagen.

Außerhalb des Klerus ist HagenCORD ein gefragter Geist, wenn er mit dem Institut für Theologische Zoologie der ausschließlich auf den Menschen bezogenen christlichen Lehre eine Theologie zur Seite stellen möchte, die auch das Tier als Mitgeschöpf würdigt. Dringend sei eine größere Sensibilität für die „Bewahrung der Schöpfung“ nötig. Darum bietet das Institut Unterrichtsmaterialien und

Arbeitshilfen, um das Thema „Respekt vor unseren Mitgeschöpfen“ in der Kirche und in der Schule präsent zu machen und informiert über vielfältige Veranstaltungen auf seiner Internetseite.

„Exerzitien, Workshops und Exkursionen eröffnen den Menschen die Möglichkeit, im Kontakt mit der Natur, den Pflanzen und Tieren zu einer schöpfungsgemäßen Spiritualität zu finden“, heißt es dort in einem freundlich, einladenden Ton. HagenCORD unterscheidet zwischen Optimismus und Hoffnung. Er sei, was den Zustand der Welt betreffe, kein Optimist, aber er habe die Hoffnung, dass es besser werden könne, „und die Hoffnung lass ich mir nicht nehmen“.

Vom 15. bis zum 17. April ist HagenCORD neben anderen Referenten in der Evangelischen Akademie Hofgeismar zu Gast. Anmeldungen zu der **Tagung unter dem Titel „Mensch und Tier – ein Verhältnis. Interreligiöse und interdisziplinäre Zugänge“** sind auch kurzfristig noch möglich. Informationen erhalten Sie unter Telefon 05671/881-122 bzw. im Internet unter www.akademie-hofgeismar.de.

„HABEN WIR NICHT, KRIEGEN WIR AUCH NICHT WIEDER REIN!“

Mediennutzung im Pfarramt mit Unterhaltungswert

Ralf Ruckert

Haben Sie auch schon mal ein halbe Stunde ergebnislos in der Privatkundenwarteschleife eines großen Telekommunikationsunternehmens verbracht? Ein Thema, wo jeder mitreden kann, ein unerschöpflicher Erfahrungsschatz, der einer ganzen Generation Stoff für Smalltalk liefert, in einem Umfang, wie es früher nur das Wetter vermochte.

Wie gut, wenn man bei der Kirche beschäftigt ist. Über den Dienstanschluss telefoniert man stundenlang mit der Großtante in Her-

ne, während der Rest der Familie schon wieder „Ice Age“ IV im Streaming schaut und der Große gleichzeitig das neuste Update von „Five Nights at Freddy’s“ runterlädt und mit seinem Kumpel im Nachbarhaus chattet.

Man spart sich die halbe Grundgebühr, hat trotzdem eine private Nummer und das Wichtigste: Über den Großkundenvertrag der Kirche spricht man bei Problemen nicht mit einem unmotivierten Mitarbeiter, der in einem anonymen Callcenter sitzt und dort nichts zu

sagen hat. Man bekommt die Durchwahlnummer eines sachkundigen Menschen.

So hatte ich mir das vorgestellt, als ich eines Sommers in das frisch renovierte Fachwerkhaus im Grünen einzog. Aber der Mensch denkt... Die Realität sieht anders aus. Unser Nachbar Knut rast mit 50000er DSL durchs Worldwideweb. Unser Sohn Oskar sitzt zum Runterladen von wichtigen Programm-Updates für seine Filmproduktion bei Knut im Garten, denn von Knut hat er den W-LAN-Schlüssel bekommen. Zum Glück ist das Wetter gerade so gut!

Das Pfarrhaus steht zwar nur 35 Meter entfernt, und auch hier wäre das technisch machbar, aber wir sind über eine Spezialfirma, die die Verträge für Kirche vermittelt, im Geschäftskundenvertrag an den „Fernmeldedienst“ gebunden (echte Firmennamen sind hier zu meiden), und die Geschäftskunden werden erst in der 2. Jahreshälfte 2016 an die neue Technik angeschlossen, wenn nicht im Folgejahr. Bis dahin haben wir ein DSL 384, also 49616 weniger als Knut. Selbst vormittags, wenn die Kinder nicht da sind, ist das Herunterladen einer PDF mit Gemeindegliederdaten ein Vabanquespiel. Das superhochsicherheitsgetunnelte Intranet unserer Landeskirche ist mit der Entdeckung der Langsamkeit überfordert. Alle paar Minuten ist das Netz zu schwach, als dass der Router anspringen könnte. Was übrig bleibt ist ein Netz wie der Autoblinker im Ostfriesenwitz („geht“, „geht nicht“, „geht“, „geht nicht“). Mitten im Emails Schreiben halte ich inne, nicht weil ich mich über den Inhalt besinnen will oder ich das Bedürfnis nach Kontemplation habe, sondern weil Outlook versucht, sich mit dem Intranetserver zu synchronisieren, und wenn das nicht gleich geht, dann geht erst mal nichts.

Nach stundenlangen Frusttelefonaten habe ich nach drei Wochen von der Fachfirma das befreiende Angebot bekommen: VDSL 50 sei machbar. 5 Wochen später kam auf wiederholte Anfrage die Ernüchterung: Machbar ja, aber nicht buchbar. Das Pfarramt hatte über Jahre den DSL 384er Anschluss als 1000er bezahlt, weil das im 21. Jahrhundert die kleinstmöglich buchbare Anschlussgröße beim „Fernmeldedienst“ sei. Und ein VDSL-Anschluss ist in einem Geschäftskundenver-

trag, der erst viele Monate später darauf umgestellt wird, eben auch nicht buchbar. Dass man über Jahre Zweidrittel Leistung mehr bezahlt hat, als geliefert wurden, ändert ja nichts daran, dass im Computer des „Fernmeldedienstes“ an der entsprechenden Stelle nun mal kein Häkchen vorgesehen ist.

Jeden Tag kostet das versagende Netz den Amtsinhaber und seine Familie Zeit und Nerven. Und dann ist die Entlastung nicht buchbar. Es ist wie in der schlechtsortierten Gastronomie, wo man das Schnitzel für Opa als halbe Portion bestellen will und dann von der launigen Bedienung schnodderig zurückkommt: „Das kann ich nicht buchen.“

Das Pfarramt hat dann die Erlaubnis bekommen, ausnahmsweise aus dem Geschäftskundenvertrag vorzeitig auszusteigen unter der Voraussetzung, dass der entsprechende Anschluss im Privatkundenbereich des „Fernmeldedienst“ bestellt wird. Aber 7 Wochen vergehen ohne auch nur eine Auftragsbestätigung bekommen zu haben, trotz häufigen Nachfragens. Und dann kam der Anruf, der zum Abfassen des vorliegenden Artikels führte: „Hat man Sie auch darüber informiert, dass während der Umstellungsphase vermutlich für eine Zeit das Internet gar nicht zur Verfügung stehen wird? Wenn wir Glück haben, sind das nur ein paar Tage. Ich wollte Sie aber trotzdem schon mal vorwarnen...“

Ich schickte seit Monaten meine Überweisungen als Papier mit der physischen Post an die Bank. Mein ehemaliges Pfarramt in Norwegen benötigte eine dringende Unterschrift um eine empfindliche Säumnisgebühr zu vermeiden. Das Papier hätte aber als PDF geschickt werden müssen. Die ging aber nicht hochzuladen. Und die Kollegen im Norden glaubten, man sei in einem Entwicklungsland gestrandet. Gleichzeitig waren zwei ehemalige Pfarrämter zu einem neuen zu vereinen, 3 Kinder auf neue Schulen zu schicken, eine 200qm-Wohnung einzurichten, insbesondere mit einer neuen Küche, bei der ein Online-Planer eine echte Hilfe hätte sein können... Wenn dann jede Rundverfügung aus dem Landeskirchenamt eine Geduldssprobe beim Herunterladen darstellt, liegen irgendwann die telekommunikativen Nerven blank.

Als die Großkundenverträge abgeschlossen wurden, geschah das mit dem berechtigten Interesse, Gebühren zu sparen. Leider sind sie offenbar zu träge, um der Entwicklung der Technik und sinkenden Gebühren bei anderen Anbietern Rechnung zu tragen, so dass wir im ungünstigen Fall mehr für weniger Leistung bezahlen.

Wenn dann das Serviceniveau auch nicht über einen bedauernden Tonfall hinausreicht, sollte man die Verträge grundsätzlich in Frage stellen. Vakanzvertreter und Kirchenkreis können dafür wenig. Es fehlt an einer praxiserprobten Checkliste für den reibungslosen Betrieb nach einer Vakanz, insbesondere

bei Pfarrstellenzusammenlegung. Aber die kommt ja nach diesem Artikel bestimmt (bloß ob die personellen Ressourcen ausreichen werden, sie umzusetzen). Oder bin ich damit allein, und bei alle anderen Kollegen flutscht es regelrecht? So oder so: In einer Welt, in der die Klickbarkeit eines Häkchens über Wohl und Wehe von Menschen entscheidet, ist es gut, dass Knut ein Carport hat.

Denn ob wir jemals schnelles Internet im Pfarrhaus haben werden, ist unsicher. Aber der nächste Regen, der kommt bestimmt.

Ralf Ruckert
Oberdorfer Str. 14, 35094 Lahntal

FÜR SIE GELESEN

Werner Zager (Hg.): *Jesusforschung in vier Jahrhunderten*. Texte von den Anfängen historischer Kritik bis zur „dritten Frage“ nach dem historischen Jesus. Verlag Walter de Gruyter, Berlin / Boston 2014 (ISBN 978-3-11-031842-5), XIII + 761 Seiten für 39,95 Euro.

„Die Leben-Jesu-Forschung ist eine Wahrhaftigkeitstat des protestantischen Christentums“, schrieb Albert Schweitzer 1950. Das vorliegende Studienbuch mit 44 Texten von 1735/1767 bis 2011 (chronologisch geordnet) zeigt allerdings, dass unter den wissenschaftlichen „Jesusforschern“, die in historisch-kritischer Arbeit zu einer immer genaueren Kenntnis des Lebensablaufs, der Verkündigung, des Verhaltens und Tuns, des Selbstverständnisses und Gottesbewusstseins Jesu sowie der Entstehung des Osterglaubens beigetragen haben, auch Katholiken und Juden zu finden sind. Einige Texte stammen aus dem angelsächsischen Bereich, sechs davon sind im englischsprachigen Original abgedruckt.

Der Herausgeber Werner Zager unterscheidet fünf Phasen der Jesusforschung, die er jeweils mit sehr kundigen und hilfreichen Überblicken einleitet: (1) die „Anfänge historischer Kritik“ (Hermann Samuel Reimarus, David Friedrich Strauß, Ferdinand Christian Baur, Ernest Renan); (2) die „liberale Leben-Jesu-Forschung“ (Heinrich Julius Holtzmann, Daniel Schenkel, Carl Weizsäcker, Karl von Hase); (3) das „Ende der Leben-Jesu-Forschung“ (darunter Martin Kähler, Johannes Weiß, Adolf von Harnack, Julius Wellhausen, Wilhelm Bousset, Ernst Troeltsch, Albert Schweitzer, Rudolf Bultmann); (4) die „neue Frage‘ nach dem historischen Jesus“ (darunter Ernst Käsemann und Joachim Jeremias); (5) und schließlich, die Hälfte des Studienbuchs umfassend, die „dritte Frage‘ nach dem historischen Jesus“ (darunter Hartmut Stegemann, Gerd Theißen und Jens Schröter).

Fast alle Autoren der ersten drei, aber auch etliche der letzten beiden Phasen sind als

„liberal“ im Sinn von bibelkritisch und dogmenkritisch zu qualifizieren. Kaum einer sieht Jesus durch die Brille des altkirchlichen Zwei-Naturen-Dogmas. In der Jesus-Forschung geht es nicht zuletzt schlicht um historische Wahrheit im Sinn dessen, was wirklich gewesen ist (S. 226.298.301.357). „Die Ehrfurcht vor der Wahrheit – und auch die historische Wahrheit hat Anspruch auf Ehrfurcht – gebietet, dass wir die Dinge nehmen, wie sie sind, und die Schwierigkeiten, so schmerzlich sie uns sind, anerkennen“ (Schweitzer, S. 515). Historisch-kritische Jesusforschung passt nicht mit einem „Supranaturalismus“ zusammen. Zager schreibt: „Überhaupt gehört der Gedanke, dass Gott unmittelbar in die Geschichte einwirke, – ebenso wie Vorstellungen von Satan, Dämonen und Gehenna – einem vergangenen mythischen Weltbild an, das nicht mehr das unsrige ist“ (S. 515).

Die „neue Frage“ nach dem historischen Jesus, die auf das angebliche Scheitern der Leben-Jesu-Forschung folgte, suchte, soweit sie im christlichen Rahmen stattfand, nach der Kontinuität zwischen dem „historischen Jesus“ und dem „lebendigen Christus“, dem Christus des Glaubens. Während hier der historische Jesus deutlich vom Judentum abgegrenzt wurde (S. 351), dient in der „dritten Frage“, die sich um die „konkrete geschichtliche Lebenswirklichkeit“ Jesu bemüht (S. 360), das zeitgenössische Judentum nicht mehr als „Negativfolie“ (S. 361).

Vielmehr wird Jesus in das Judentum eingeordnet (S. 363). Dies ist ein wesentlicher, aber natürlich nicht der einzige Beitrag dazu, „Jesu Auftreten und Botschaft aus ihrem historischen Kontext besser zu verstehen“ (S. 362). In der „dritten Frage“ dienen etwa auch archäologische, ökologische, soziologische und zeitgeschichtliche Erhebungen sowie die Qumran-Funde zum besseren Verständnis Jesu.

Über keinen einzigen Menschen der Geschichte ist so intensiv geforscht worden wie über Jesus, obwohl Jesus relativ kurz lebte und man über ihn angesichts der beschränkten Quellenlage auch nur wenig Genaues wissen kann. Aber er hat, wie sonst niemand, wie ein Meteorit in das Bewusstsein der Menschheit eingeschlagen. Darin liegt sein „unaus-

sprechliches Geheimnis“ (Schweitzer, S. 285). Theologisch ausgedrückt: Die Jesusforschung „hat das Rätsel eines großen Menschenlebens zu lösen, indem sie darstellt, wie Jesus von Nazareth nach göttlicher Bestimmung durch die freie Tat seines Geistes in der Veranlassung seines Zeitalters Weltheiland geworden ist“ (Hase 1876, S. 64). Nichts mit dem „unaussprechlichen Geheimnis“ am Hut hat Gerd Lüdemann, mit seiner grobschlächtigen Bewertung der Gottesbeziehung Jesu: „In seinem vertrauten Umgang mit Gott wirkt Jesus auf mich geradezu lächerlich, denn damit verbreitete auch er die Unsitte vieler religiöser Menschen: sich selbst als Mittelpunkt der Welt zu sehen“ (S. 534). Schon das Jesus-Wort Markus 10,18 steht dem entgegen: „Was nennst du mich gut? Niemand ist gut als Gott allein.“

Ganz zum Schluss seiner Einführungen formuliert der Herausgeber Zager eine Frage, die als Leitfrage für die ganze Geschichte der Jesusforschung gelten kann: „Welche theologische Relevanz kommt der historischen Rückfrage nach Jesus zu?“ (S. 366). Theologisch zentral ist die These, dass sich Gott menschlich ausspricht, in Menschen aus Fleisch und Blut, insbesondere in Jesus von Nazareth. Dann aber ist wichtig, dass es sich bei solchen Menschen, insbesondere bei Jesus, nicht um legendäre oder mythische Figuren handelt, sondern um wirkliche Menschen.

Der liberale Theologe Bousset schreibt 1910: „Ist es [das „Bild Jesu“] wirklich das Fundament unseres Glaubens, so muss die historische Wahrheitsfrage hier eine eminente Rolle spielen“ (S. 226). Ferner: „Die Welt der Ewigkeit kann nur greifbar und gegenständlich werden, wenn sie durch die Welt des Endlichen transparentartig hindurch schimmert: Ewiges im Endlichen. [...] Das höchste Symbol einer ewigen Welt wird uns die einzelne menschliche Persönlichkeit“ (S. 231 f.).

Ebenfalls vor nunmehr über 100 Jahren äußert sich der liberale Theologe Troeltsch in ganz ähnlicher Weise überraschend zeitgemäß. Der Gottesglaube sei zwar grundsätzlich nicht von Jesus abhängig, bedürfe aber der Stärkung durch die Glaubensgemeinschaft, und diese drehe sich im Christentum um Jesus, so dass „es keinen tragenden und stärkenden Lebenszusammenhang des christlichen Geis-

tes ohne Sammlung um Jesus geben kann und eine Sammlung um Jesus auch auf ein reales lebendiges Leben zurückgehen muss, wenn sie innere Kraft und Wahrhaftigkeit haben soll.

Unter diesen Umständen ist dann freilich ein Absehen von der historisch-kritischen Forschung nicht möglich“ (S. 252). Und wie wir „mit dem Symbol Gott auch auf dem festen Grunde wirklichen Lebens stehen“ wollen, so ist „von wahrer Bedeutung, dass ein wirklicher Mensch so gelebt, gekämpft, geglaubt und gesiegt hat und dass von diesem wirklichen Leben her ein Strom der Kraft und der Gewissheit sich bis auf ihn [„einen wirklich der christlichen Lebenswelt innerlich Angehörigen“] ergießt“ (Troeltsch, 252). Wie für Bousset (S. 234) ist auch für Troeltsch so etwas wie ein Gesamtbild Jesu glaubensrelevant, „das Bild einer lebendigen, vielseitigen und zugleich erhebenden und stärkenden Persönlichkeit“ (S. 257): „Es handelt sich nicht um Einzelheiten, aber um die Tatsächlichkeiten der ganzen Erscheinung Jesu und um die Grundzüge seiner Predigt und seiner religiösen Persönlichkeit. Diese müssen als geschichtliche Wirklichkeit mit historisch-kritischen Mitteln festgestellt werden können, wenn das ‚Symbol Christus‘ einen festen und starken inneren Grund in der ‚Tatsache‘ Jesus haben soll“ (S. 252).

Bei allen Differenzen in Einzelheiten zeigt sich in den Texten ein Grundkonsens zum Verständnis Jesu, etwa darin, dass bei Jesus der Bezug zu Gott, die „Theozentrik“, ausschlaggebend ist (so etwa Zager S. 516). In einem eigenen Beitrag betont Zager die auch von den anderen zeitgenössischen Exegeten geteilte endzeitliche Orientierung Jesu (S. 514 f.), wobei für Jesus das Reich Gottes schon gegenwärtig anhebt: „Den Mittelpunkt von Verkündigung und Wirken des historischen Jesus bildete das Kommen der eschatologischen Gottesherrschaft“ (S. 509). Diese ist „in Jesu Gegenwart bereits angebrochen“ (S. 510). Das Gericht Gottes trete bei Jesus etwas zurück zugunsten des Heils (S. 509), doch sei – dies ist Zagers eigene theologische Sicht – an der Erwartung eines göttlichen Gerichts festzuhalten (S. 516 f.), wobei das Endgericht zu verstehen sei als „individuelles, postmor-

tales Zur-Verantwortung-Ziehen des einzelnen Menschen“ (S. 515 f.). Ein weitgehender Konsens besteht mit Zager auch darin, dass sich Jesus in seiner Naherwartung und seiner Annahme einer innerweltlich-diesseitigen Vollendung der Gottesherrschaft geirrt hat (S. 510 f. 513).

Der Mensch Jesus ist also nicht „unfehlbar“ gewesen. Ein Beispiel einer behutsamen theologischen Sachkritik liefert hier Zager: Jesus vertrat nach Zager einen doppelten Ausgang des Endgerichts (S. 512-514). Können wir das heute noch so sehen? Zager lehnt einen negativen Gerichtsausgang in der Weise „endloser Pein“ ab, denn das „verträgt sich nicht mit der Botschaft von der Liebe als Gottes Wesen“. Ein „negativer Gerichtsausgang“ könne aber als „Nicht-Teilhabe‘ am ewigen Leben“ gedacht werden (S. 516).

Dieses Studienbuch ist eine äußerst vielseitige Fundgrube, mit einer bunten Palette von Texten, zu denen man sonst kaum Zugang hat, wenn man nicht selbst über den historischen Jesus forscht. Natürlich gibt es Wünsche, was noch in die Sammlung hätte einbezogen werden können, etwa Bultmanns Abhandlung „Das Verhältnis der urchristlichen Christusbotschaft zum historischen Jesus“ (1960), in der er zur „neuen Frage“ nach Jesus Stellung nimmt, oder James M. Robinson mit seinen Forschungen über die Logienquelle Q im „Jesus-Seminar“. Aber dann hätten aus Platzgründen manche aufschlussreichen Texte aus der Gegenwart wegfallen müssen.

Andreas Rössler



Christian Möller: Kirche mit allen Sinnen. Plädoyer für eine Gemeinde mit Herzen, Mund und Händen. Neukirchener Verlagsgesellschaft, 2015, 128 Seiten für 19,99 Euro.

Der Heidelberger Professor für Praktische Theologie, Dr. Christian Möller, hat ein Buch vorgelegt, welches Kirche und Theologie aus der Ferne abstrakter Begrifflichkeiten herausholt und in eine Kirche zum Anfassen und Mitfeiern umwandelt. Er schöpft primär aus den theologischen Schätzen des reformatori-

schen Dreigestirns M. Luther, P. Gerhardt und J.S. Bach, aber auch aus der Philosophie S. Kierkegaards. In der von Möller intendierten „Kirche mit allen Sinnen“ spielt das „Singen und Sagen“ eine gleichwertige Rolle: Er geht um Musik, die tröstet und zum Widerstand fähig macht.

Die tiefste Ursache dafür, dass heute so viele Predigten ins Leere gehen, sieht Möller darin, dass ihre Rede oft nur abstrakte Worte sind, ohne Klang zu werden. „Es ist verständlich, dass sich solche Wörterkirche entleert, weil nun die Menschen ihre Zuflucht bei der Musik suchen.“ (14) Eine Predigt, die klangvoll sei, trage Stimme und Wort, Textbindung und Christusruf in sich; Wahrheit, die tröstet, und Trost, der das Herz fest macht.

Es findet sich eine meisterhafte Auslegung des Trost-Verständnisses, die ganz im Gegensatz steht zum oft weinerlichen Klang, bei dem man an „Trostbonbons, ... und Taschentuch denkt.“ Vielmehr assoziiert Möller Trost mit dem engl. *trust*, das mit Urvertrauen zu tun hat und mit *tree*, Baum, der für Festigkeit und Verwurzelung steht. Die Ausführungen zu Trost und Trösten könnten direkt als Impuls zur Jahreslosung 2016 dienen.

Für Möllers „Kirche mit allen Sinnen“ nimmt die Feier des Sonntags als „Feier der Gegenwart Gottes“ einen herausragenden Platz ein: „zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn“, in denen ich mich bergen kann, weil die eschatologische Zeitansage im Heute zur Sprache kommt. „Heute, so ihr seine Stimme höret...“ Dies darf nicht verwechselt werden mit einem „journalistischen Heute“, einer Reduzierung der Predigt an die Kommentierung der Tagesthemen. Die Reaktion auf solche tages- oder parteipolitischen Predigt-Appelle ruft dann auf Hörerseite eine Äußerung hervor wie diese: „Früher ging ich in den Gottesdienst und las dann die Tageszeitung. Heute lese ich nur noch die Tageszeitung.“

Im Unterschied zu solch negativen Erfahrungen in evangelischen Gottesdiensten bringt der Verfasser erfreutes Erstaunen bei Besuchen katholischer Gottesdienste zum Ausdruck: Der Einzug der Ministranten, die sinnenfreudige Zelebration, die Predigten, die freie Rede sind, biblisch gebunden, kurz und gehaltvoll. (61) Im Gegensatz dazu die ev.

ZDF-Gottesdienste: In Form und Inhalt oft beliebig und nach dem Mainstream des medialen Grundgesetzes fabriziert, denn nur Besonderes hat in Fernsehen und Zeitung etwas zu suchen.

Der Autor plädiert für gelebte Spiritualität im alltäglichen Leben einer Kirchengemeinde. Sein Engagement für eine „Kirche mit Herzen, Mund und Händen“ wendet sich gegen die zunehmend abstrakte Kirchensprache, die konkrete Aussagen durch sog. „Plastikwörter“ wie z.B. Mentalitätswandel, Qualität, Gestaltungsaufgabe ersetzt (EKD-Denkschrift „Kirche der Freiheit“). Möller empfiehlt den Weg von Aufbruchsgemeinden, die zahlenmäßig, finanziell und geistlich wachsen. Ihr Logo: GOTT FEIERN.

Man spürt den Widerstand gegen die Logik und Resignation der ferngerückten Kirche, dass „eine Gemeinde und in ihr jeder Einzelne den Ruf Jesu ernst nimmt und in die Nähe von Gottes Gegenwart einkehrt. So kommt eine Gemeinde wieder an ihren Ort und wird in Wahrheit ORTSGEMEINDE – Kirche zum Anfassen.“ (11)

Peter Goes

AUCH DAS NOCH

Der neue Kollege:
anspruchlos, günstig, sofort einsetzbar

Nie mehr Theater um naßschimmelnde Pfarrhäuser,
Genderfragen, Übergriffligkeiten überambitionierter
Superintendenten, Arbeitsüberlastungen und chronische
Menschenscheu

Inklusive vorprogrammierter, stichwortgebundener
Seelsorgemodule und einem Jahressprachobo
Göttinger Predigten aus dem Internet



Quelle: www.sisamben.de bzw. Facebook: Sisam Ben

Inhalt:	
Editorial	38
Pfarrerinnen- und Pfarrerverein in der EKHN Vorstandsbericht auf der Mitgliederversammlung am 16. 2. 2016 <i>Martin Zentgraf</i>	39
Navid Kermani Muslim, Schriftsteller, Mystiker und Deutscher Intellektueller <i>Konrad Schulz</i>	40
Volkskirche qualitativ weiter entwickeln Der Reformprozess der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck <i>Wolfgang Kallies und Volker Mantey</i>	43
Tradition und Hermeneutik Die Bedeutung der Kirchenväter für das heutige Bibelverständnis <i>Bernd Jaspert</i>	48
Sammeln und Senden Vom „Atemrhythmus“ geistlichen Leitens <i>Joachim Meyer</i>	52
Bericht über ein Symposium im Kloster Kirchberg Der Pfarrer und Dichter Arno Pötzsch (1900–1956) <i>Michael Heymel</i>	56
Askese – Herkunft und Aktualität einer Lebensform Tagung der Evangelischen Akademie Hofgeismar <i>Karl Waldeck</i>	60
Theologische Zoologie Die vergessene Schöpfungsgeschichte <i>Claus Peter Müller von der Grün</i>	61
Mediennutzung im Pfarramt mit Unterhaltungswert <i>Ralf Ruckert</i>	62
Für Sie gelesen	64
Persönliche Nachrichten	68
Auch das noch	71

Für unverlangt eingesendete Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Die Schriftleitung behält sich vor, Beiträge, Leser/innen-Reaktionen etc. nicht zu publizieren bzw. zu kürzen.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Pfarrvereine oder der Schriftleitung wieder. Namentlich gekennzeichnete Beiträge verbleiben mit allen Rechten bei den Autoren und Autorinnen.

Für die Richtigkeit von Angaben, Daten, Behauptungen etc. in den namentlich gekennzeichneten Beiträgen kann der Herausgeber keine Haftung und Gewährleistung übernehmen; sie werden jedoch nach bestem Wissen und Gewissen wie Verhältnismäßigkeit des Einsatzes von Mitteln und Ressourcen überprüft.

Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.

Impressum:

Herausgeber und Verleger: Ev. Pfarrerinnen- und Pfarrerverein in Hessen und Nassau e.V., Geschäftsstelle: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. (0 69) 47 18 20 / Fax (0 69) 47 94 87 sowie der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V., Geschäftsstelle Kirchenkreisamt Marburg, Universitätsstr. 45, 35037 Marburg, www.ekkw.de/pfarrverein.

Schriftleitung und Redaktionsanschrift: Pfr. Ingo Schütz, Amselweg 19, 65760 Eschborn, Tel. (0 61 73) 9 89 26 50.
E-Mail: ingo.schuetz@pfarrverein-ekhn.de

Redaktionskommission: Pfr. Frank Illgen, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel. (05 61) 400 79 89, pfarrverein@ekkw.de; Pfr. Dr. Martin Zentgraf, Hess. Diakonieverein, Freiligrathstr. 8, 64285 Darmstadt, Tel. (0 61 51) 3075-280, Fax 3075-29-281 Pfr. Dierk Glitzenhirn, Frankenhainer Weg 55, 34613 Schwalmstadt-Treysa, Tel. (0 66 91) 9 68 56 92; Pfrin. Susanne Holz-Plodeck, Rheinstr. 3a, 65597 Hünfelden, pfarramt-huenfelden-dauborn@t-online.de; Pfrin. Susanna Petig, Karthäuser Str. 13, 34587 Felsberg-Genungen, Tel. (0 56 62) 44 94/ Fax (0 56 62) 67 45.

Druck: Plag, gemeinnützige Gesellschaft zur Entwicklung neuer Arbeitsplätze mbH, 34613 Schwalmstadt.

Der Bezugspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten.

ISSN – 0941 – 5475

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 2. 5. 2016